

Hartmut Bleumer

Alexanders Welt

Geschichte und Bild zwischen *historia* und Roman

1 Alexander der Große und die große Erzählung

Die Geschichte Alexanders des Großen müsste zu den großen Erzählungen der europäischen Kultur gehören. Doch auch wenn Alexander eine historisch wie literarisch überragende Gestalt abgibt, – gerade der Status seiner Geschichte als ‚grand récit‘ ist zweifelhaft.¹ Zwar nimmt das Erzählen von Alexanders Welteroberung derart stauenswerte Dimensionen an, dass man versucht ist zu sagen: Die Filiationen dieses Erzählens erreichen in ihren antiken, orientalischen und okzidentalischen Fassungen wahrhaft weltliterarische Geltung.² Dennoch will sich die Qualität dieses Erzählens dem Postulat einer typischen Meistererzählung nicht fügen. Es hat sogar den Anschein, als ob Alexander als historisches Phänomen gerade dadurch Größe gewinnt, dass sich narrative Sinnbildungsmuster an ihm als schwierig erweisen.

Das Alexanderphänomen scheint daher geeignet, eine alte Frage noch einmal aufzugreifen, inwiefern nämlich narrative Fiktionen das metahistorische Rückgrat des historischen Diskurses bilden.³ Dabei kann es freilich nicht mehr darum gehen, die Missverständnisse und Kontroversen um die verschiedenen Fiktionsbegriffe in

¹ Vgl. zum allgemeinen Stellenwert des Begriffs den prägenden Essay von JEAN-FRANÇOIS LYOTARD: Das postmoderne Wissen. Ein Bericht. Hg. von PETER ENGELMANN. Wien/Graz 1986 (Edition Passagen. Band 7), S. 63–75, S. 112 und S. 175. Aus geschichtswissenschaftlich-mediävistischer Sicht dazu die kritische Zwischenbilanz von FRANK REXROTH: Meistererzählungen und die Praxis der Geschichtsschreibung. Eine Skizze zur Einführung. In: Meistererzählungen vom Mittelalter. Epochenimaginationen und Verlaufsmuster in der Praxis mediävistischer Disziplin. Hg. von DEMS. München 2007 (Beiheft zur Historischen Zeitschrift. N.F. Heft 46), S. 1–22.

² Vgl. zur Vororientierung dazu aus germanistisch-mediävistischer Sicht die graphische Übersicht zur antiken und mittelalterlichen Alexandertradition bei TRUDE EHLERT: Deutschsprachige Alexanderdichtung des Mittelalters. Zum Verhältnis von Literatur und Geschichte. Frankfurt a. M. u. a. 1989 (Europäische Hochschulschriften I. Band 1174), S. 17; sowie die Skizze bei ELISABETH LIENERT: Deutsche Antikenromane des Mittelalters. Berlin 2001 (Grundlagen der Germanistik. Band 39), S. 26–30. Zur Deutungsvielfalt und der damit verbundenen Auflösung des sogenannten Alexanderbildes im Mittelalter die groß angelegte Skizze bei RÜDIGER SCHNELL: Der ‚Heide‘ Alexander im ‚christlichen‘ Mittelalter. In: Kontinuität und Transformation der Antike im Mittelalter. Veröffentlichungen der Kongressakten zum Freiburger Symposium des Mediävistenverbandes. Hg. von WILLI ERZGRÄBER. Sigmaringen 1989, S. 45–63.

³ Ausgehend insbesondere von HAYDEN WHITE: Metahistory. Die historische Einbildungskraft im 19. Jahrhundert in Europa. Aus dem Amerikanischen von PETER KOHLHAAS. Frankfurt a. M. 1991. Die weiteren Schriften Whites verzeichnet EWA DOMAŃSKA: Bibliography of Hayden White: Works in English. In: Re-Figuring Hayden White. Hgg. von DERS. u. a. Stanford, California 2009, S. 351–366.

Literatur- und Geschichtswissenschaft erneut zu beleuchten, – diese Diskussion hat sich erschöpft. Dass die Fiktion als Bedingung der Möglichkeit des historischen Denkens gelten darf, wird daher vorausgesetzt. Die folgenden Überlegungen setzen anders an. Sie gelten dem Narrationsbegriff. Wer zum Beispiel die These vertritt, dass ein historischer Diskurs auf die eine oder andere Weise auf die Fiktion einer Meistererzählung angewiesen ist, den müsste das Alexanderphänomen sofort irritieren: Die Macht der Fiktion ist bei ihm offensichtlich, aber genauso ist auch die Rolle der Narration fraglich. Lässt man also die These zu, dass die historische Identität Alexanders erst auf der Basis narrativer Fiktionen emergiert, so sieht man sich früher oder später mit dem Einwand konfrontiert, was denn an dem Leben und den Taten Alexanders eigentlich narrativ sein soll: Die Taten Alexanders wirken jedenfalls zu disparat, als dass sie sich bruchlos in ein großes narratives Muster integrieren ließen.

Es scheint zunächst naheliegend, diesen Befund gegen den historisch-narratologischen Ansatz zu verwenden. Denn dieser Ansatz gerät in den Verdacht, dass er zwar eine Art Verwilderung in der Geschichte Alexanders konstatiert, dass er diese Verwilderung aber zunächst durch sein eigenes Narrativitätspostulat produziert hat und dann durch seine Beschränkung auf narratologische Begriffe nicht mehr bannen kann.⁴ Allerdings lässt sich dieser Argwohn gegen die Meistererzählung eben auch positiv formulieren, denn er führt auf die hermeneutische Basisparadoxie des Erzählens.

Eine Weise, diese narrative Paradoxie auszuformulieren, könnte lauten: Das Erzählen tendiert zur Selbstaufhebung, und gerade in dieser Selbstaufhebung erfüllt sich seine semantische Funktion. Der vollständige Erfolg des Erzählens impliziert damit aber paradoxerweise zugleich auch sein Scheitern. Die perfekte Geschichte zu erzählen, das hieße, einen Erzählgegenstand so vollkommen zu behandeln, dass er danach seinen semantischen Reiz ein für allemal verloren hat. Darum bleiben Bedeutungen im Erzählen genau so lange aktiv, wie dessen narrative Sinnbildungen gerade nicht vollständig gelingen: Nur in ihrer fortwährenden Offenheit konstituiert die Erzählung weiterhin Sinn.⁵ Für das Alexanderphänomen führen diese Annahmen

⁴ Vgl. dazu den Grundgedanken anhand der strukturellen Heterogenität des spätmittelalterlichen französischen Romans zwischen „märchenhafter Wahrscheinlichkeit“ und „episch-geschichtliche[r] Wahrheit“, die sich wie eine Wiederkehr der narrativen Heterogenität des sogenannten Alexanderromans lesen lässt, bei KARLHEINZ STIERLE: Die Verwilderung des Romans als Ursprung seiner Möglichkeit. In: Literatur in der Gesellschaft des Spätmittelalters. Hg. von HANS ULRICH GUMBRECHT. Heidelberg 1980 (Begleitreihe zum GRLMA. Band 1), S. 253–313, zit. S. 258.

⁵ Die im Folgenden verwendete Annahme von der fortgesetzten sinnkonstituierenden Arbeit der Erzählung an einer in der Geschichte angelegten Bedeutung bedürfte immer noch einer ausführlichen Erörterung. Vgl. zu den dazu nötigen Bausteinen GOTTLIEB FREGE: Über Sinn und Bedeutung. In: DERS.: Funktion – Begriff – Bedeutung. Hg. von MARK TEXTOR. Göttingen 2002 (Sammlung Philosophie. Band 4), S. 23–46; die sehr knappe Integration der Termini FREGES in die Narratologie bei TZVETAN TODOROV: Sprache und Literatur. In: DERS.: Poetik der Prosa. Frankfurt a. M. 1972 (Ars poetica. Texte und Studien zur Dichtungslehre und Dichtkunst. Studien. Band 16), S. 32–40, hier S. 36; sowie LUBOMÍR DOLEŽEL: Occidental Poetics. Tradition and Progress. Lincoln/London 1990, S. 89–95.

dann aber zu der umgekehrten These: Wenn die narrative Sinnkonstitution hier an Alexander scheitert, so könnte gerade dies seine besondere historische Bedeutung indizieren. Die strukturellen Verluste des Erzählens würden so letztlich doch auf einen historisch-semanticen Gewinn hinauslaufen. Entsprechend dieser paradoxen Grundfigur wäre also der Weg des prekären Verhältnisses von Alexanderphänomen und narrativer Struktur genauer nachzuzeichnen.

Dass die narrativen Schwierigkeiten des Alexanderphänomens nun insbesondere die Alexanderdichtungen des europäischen Mittelalters in den Rang historischer Testfälle rücken, ist gerade mit Blick auf die komplexen Forschungsanstrengungen der letzten 20 Jahre wohl keine überraschende Aussage.⁶ Doch was den historischen Testfall genau ausmacht, wie er sich überhaupt sinnvoll konturieren lässt, bleibt dabei immer schwierig: Stets scheinen die Verhältnisse unübersichtlich, so auch dann, wenn man nur einen kleinen Untersuchungsausschnitt im Bereich der deutschen Literatur des Mittelalters wählt. Das gilt inter-, aber auch intratextuell. Denn fast sieht es so aus, als schlage sich die *curiositas* in Alexanders Welt auch in der narrativen Verfassung der Texte nieder.⁷ So wie der Alexander der mittelalterlichen Überlieferung schließlich rastlos immer neue Phänomene in Augenschein nimmt, so knüpfen die Dichtungen immer wieder andere Beziehungen an und sind dabei von den Phänomenen ihrer Episoden derart in den Bann geschlagen, dass sie die Fähig-

⁶ Ergebnisse sind für die im Folgenden behandelten Texte vorrangig formuliert von JAN CÖLLN, mit dem für die folgenden Überlegungen sehr passenden Titel: Arbeit an Alexander. Lambrecht, seine Fortsetzungen und die handschriftliche Überlieferung. In: Alexanderdichtungen im Mittelalter. Kulturelle Selbstbestimmung im Kontext literarischer Beziehungen. Hgg. von DEMS. u. a. Göttingen 2000 (Veröffentlichung aus dem Göttinger Sonderforschungsbereich 529 „Internationalität nationaler Literaturen“. Serie A. Literatur und Kulturräume im Mittelalter. Band 1), S. 162–207, hier zum Erzählproblem der Hinweis auf S. 206. Weiter seien nur die im Umfeld des Projekts entstandenen monographischen Qualifikationsschriften genannt: SUSANNE FRIEDE: Die Wahrnehmung des Wunderbaren. Der «Roman d'Alexandre» im Kontext der französischen Literatur des 12. Jahrhunderts. Tübingen 2003 (Beihefte zur ZfomPh. Heft 317); MARKUS STOCK: Kombinationssinn. Narrative Strukturexperimente im «Straßburger Alexander», im «Herzog Ernst B» und im «König Rother». Tübingen 2002 (MTU. Band 123).

⁷ Vgl. die Feststellungen zum Bedingungsverhältnis von Neugier und Erzählen mit den Literaturangaben bei MARTIN BAISCH und ELKE KOCH: Neugier und Tabu. Regeln und Mythen des Wissens. In: Neugier und Tabu. Regeln und Mythen des Wissens. Hgg. von DENS. Freiburg i. Br. u. a. 2010 (Rombach Wissenschaften: Reihe Scenae. Band 12), S. 7–23, hier S. 7–11. Auf die Beiträge des Bandes mit ihren unterschiedlichen Behandlungen der *curiositas*-Thematik ist generell hinzuweisen. Vgl. ferner die Beiträge in: Curiositas. Welterfahrung und ästhetische Neugierde in Mittelalter und früher Neuzeit. Hg. von KLAUS KRÜGER. Göttingen 2002 (Göttinger Gespräche zur Geschichtswissenschaft. Band 15); sowie besonders zu dem im Folgenden interessierenden Zusammenhang von *historia* und *curiositas* JAN-DIRK MÜLLER: *Curiositas* und *erfahrung* der Welt im frühen deutschen Prosaroman. In: Literatur und Laienbildung im Spätmittelalter und in der Reformationszeit. Symposium Wolfenbüttel 1981. Hgg. von LUDGER GRENZMANN und KARL STACKMANN. Stuttgart 1984 (Germanistische-Symposien-Berichtsbände. Band 5), S. 252–271, bes. S. 253f. und passim.

keit zur strukturierten Erzählung verlieren. In Alexanders faszinierender Welt der wundersamen Bilder verliert sich die Geschichte.⁸

Diese eigentümliche Auflösung der Geschichte in Alexanders Art der Weltwahrnehmung bedeutet gleichwohl keinen Geschichtsverlust. Und das erlaubt die Vermutung: Vielleicht geht die Geschichte Alexanders gerade auch in den Bildern auf, die sie produziert. Dann fände das Erzählproblem um Alexander sein positives Gegenstück in der Narrativität des Bildes.⁹

Zur vorläufigen Plausibilisierung dieser These vom Weg zur Geschichte ins Bild mag vorerst eine alltägliche Beobachtung genügen, die zugleich die Relevanz gerade des mittelalterlichen Alexanderphänomens andeutet. Wenn etwa Literaturwissenschaftler versuchen, zunächst Leben und Taten des historischen Alexander nachzuvollziehen, so werden sie nicht selten, aller literaturtheoretischen Bewusstheit zum Trotz, zu naiven Historikern. Als solche kartieren sie die Vergangenheit und nennen die historischen Landkarten den ‚historischen Hintergrund‘. Dieser ‚historische Hintergrund‘ führt für Alexander aber buchstäblich zu einer blinden Skizze. Zu groß ist die Fülle von Namen, Orten, Zeitangaben und Konfliktpunkten. Und genau damit stellen sich elementare narrative Schwierigkeiten ein: Die *res gestae* Alexanders erscheinen als Ereigniskette in einer zeitlichen und räumlichen Sukzession, in der man zunehmend den narrativen Faden verliert. Denn die bloßen *res gestae* bieten noch keine narrative Orientierung. Um dieses narrative Kartierungsproblem zu kompensieren, greifen die wissenschaftlichen Alexanderdarstellungen dann wiederum zum Bild, genauer: zum visuellen Medium der Karte. Kaum eine geschichtswissenschaftliche Alexanderdarstellung kommt jedenfalls – wie zur Bestätigung der postmodernen Forderung im sogenannten ‚topographical turn‘, „to spatialize the historical narrative“¹⁰ – ohne das anschauliche Hilfsmittel der Weltkarte aus.¹¹ Weil aber Karten alles andere

8 Zur Exponierung des Faszinationsbegriffs in der Mediävistik vgl. MARTIN BAISCH: Faszination als ästhetische Emotion im höfischen Roman. In: Machtvolle Gefühle. Hg. von INGRID KASTEN. Berlin/New York 2010 (Trends in Medieval Philology. Band 24), S. 139–166.

9 Zur spezifisch narratologischen Bilddiskussion vgl. die Skizzen von WERNER WOLF: Pictorial Narrativity. In: Routledge Encyclopedia of Narrative Theory. Hgg. von DAVID HERMAN u. a. London/New York 2005, S. 431–435; und MIEKE BAL: Visual Narrativity. In: ebd., S. 629–633, die aus kunsthistorischer Sicht zu ergänzen wären. Zur germanistischen Mediävistik und ihren terminologischen Problemen der Versuch mit den weiteren Forschungsnachweisen bei HARTMUT BLEUMER: Zwischen Wort und Bild. Narrativität und Visualität im «Trojanischen Krieg» Konrads von Würzburg. (Mit einer kritischen Revision der Sichtbarkeitsdebatte). In: Zwischen Wort und Bild. Wahrnehmungen und Deutungen im Mittelalter. Hgg. von DEMS. u. a. Köln u. a. 2010, S. 109–156.

10 So die bekannte Forderung von EDWARD W. SOJA: Postmodern Geographies. The Reassertion of Space in Critical Social Theory. London/New York 1989, S. 1. Vgl. dazu SIGRID WEIGEL: Zum ‚topographical turn‘. Kartographie, Topographie und Raumkonzepte in den Kulturwissenschaften. KulturPoetik 2,2 (2002) S. 151–165, hier S. 154.

11 Vgl. als Beispiele nur aus den jüngeren Darstellungen die als ‚Biographie‘ konzipierte, das heißt dezidiert narrativ angelegte Überblicksdarstellung von CLAUDE MOSSÉ: Alexander der Große. Leben und Legende. Aus dem Französischen von JOCHEN GRUBE. Düsseldorf/Zürich 2004, der im Übrigen

als einfache visuelle Hilfsmittel zur räumlichen Orientierung sind, sondern kulturell voraussetzungsreiche semiotische Bildsysteme, heißt das auch im Bereich der wissenschaftlichen Beschäftigung mit Alexander: Fehlende Narrativität korreliert mit Visualität, so als könnte das Bildsystem einer Karte dem Gerüst historischer Fakten um Alexander zurückgeben, was ihm seiner narrativen Struktur nach fehlt.

Es ist darum wohl kaum ein Zufall, dass diese Korrelation des prekären Alexandernarrativs mit dem Medium der Weltkarte schon im Mittelalter signifikant wird und hier sogar im Erzählen selbst vorkommt – im narrativen Textmedium prominent beschrieben in der «Alexandreis» Walthers von Chatillon, wo sich auf dem Grab des von Alexander getöteten Darius eine Weltkarte befindet, und im Bildmedium dargestellt in der «Ebstorfer Weltkarte» oder der «Hereford Map», in denen die Stationen des Alexandernarrativs sorgfältig verzeichnet sind.¹² Alexanders Geschichte kartiert sich damit sozusagen immer schon selbst. Die moderne wissenschaftliche Betrachtung und die mittelalterlichen Erzählungen von Alexanders Betrachtungen seiner Welt erscheinen so nur als zwei Seiten des gleichen Mechanismus. Für den beschränkten folgenden Argumentationszusammenhang anhand einiger mittelhochdeutscher Texte genügt dazu die Feststellung: Die neuzeitlich-faktenorientierte Ereignisdarstellung hat genau davon zu wenig, wovon die mittelalterlichen Erzählungen zu viel haben. Die Unanschaulichkeit der modernen Geschehensrationalität steht

selbst schon auf die interessante Parallele zu mittelalterlichen Alexandererzählungen hinweist, dass ausgerechnet das „Alexander-Bild dieser Zeit [...] all die Kontraste der schillernden Persönlichkeit des Makedonenkönigs auf[weist], die wir bereits kennengelernt haben“ (S. 213), die unschwer erkennbar auf die Verwendung ähnlicher narrativer Verfahren zurückzuführen ist. Die Kartierung ist ein buchhändlerisches Argument: „Mit 50 Abbildungen und Karten im Text“ notiert das Frontispiz zu ROBIN LANE FOX: *Alexander der Große. Eroberer der Welt*. Aus dem Englischen von GERHARD BECKMANN. 3. Aufl. Stuttgart 2005; vgl. etwa auch die Kartenanhänge in der Einführung von RICHARD STONEMAN: *Alexander the Great. A Life in Legend*. London 2008.

12 Vgl. «Alexandreis», Lib. 7, 393–424. Ausgabe: Galteri de Castellione *Alexandreis*. Edidit Marvin L. Colker. Padua 1978 (Thesaurus Mundi. Bibliotheca Scriptorum Latinorum Mediae et Recentioris Aetatis. Band 17). Dazu die Abbildungen bei DAVID JOHN ATHOLE ROSS: *Illustrated Medieval Alexander-Books in Germany and the Netherlands. A study in comparative iconography*. Cambridge 1971 (Publications of the Modern Humanities Research Association. Band 3), Fig. 34 und 351. Die mittelalterliche Kartierung der Alexandergeschichte lässt sich verfolgen über den Kommentar der opulenten Ausgabe zur «Ebstorfer Weltkarte» von HARTMUT KUGLER: *Die Ebstorfer Weltkarte. Kommentierte Neuausgabe in zwei Bänden*. Hg. von DEMS. Unter Mitarbeit von SONJA GLAUCH und ANTJE WILLING. Bd. 1: Atlas, Bd. 2: Untersuchungen und Kommentar. Berlin 2007. Vgl. auch HARTMUT KUGLER: *Der Alexanderroman und die literarische Universalgeographie*. In: *Internationalität nationaler Literaturen. Beiträge zum ersten Symposium des Göttinger Sonderforschungsbereichs 529*. Hg. von UDO SCHÖNING. Göttingen 2000 (Sonderband der Veröffentlichungen aus dem Göttinger Sonderforschungsbereich 529 „Internationalität nationaler Literaturen“), S. 102–120; zuvor DERS.: *Die Ebstorfer Weltkarte. Ein europäisches Weltbild im deutschen Mittelalter*. *ZfdA* 116 (1987) S. 1–29, hier S. 23–27. Zusammenfassend auch HARTMUT BLEUMER: *Kartierte Immersion. Ein Versuch zum imaginären Raum der Ebstorfer Weltkarte*. In: *Orte der Imagination – Räume des Affekts. Die mediale Formierung des Sakralen (1100–1600)*. Hgg. von ELKE KOCH und HEIKE SCHLIE. Paderborn 2016, S. 139–162.

offenbar einer visuellen Überfülle der mittelalterlichen Welt Alexanders gegenüber, die zu einer textexternen oder zu einer textinternen Kartierung führen kann. Von welcher Seite man dann das Bildproblem Alexanders auch betrachtet, stets hängt es mit demselben Problem der Erzählstruktur zusammen. Die textexterne Kartierung der Reisen Alexanders, wie sie sich in neueren Geschichtswerken selbstverständlich findet, erscheint als die Kehrseite des prekären Alexandernarrativs mit seiner textinternen Überfülle an inneren Bildereignissen.

Wenn dieser Zusammenhang zwischen Geschichte und Bild auf diese Weise richtig angedeutet sein sollte, dann müsste dies abschließend heißen, dass in den mittelalterlichen Alexanderdichtungen kein historisches Sonderphänomen vorliegt, sondern ein transhistorischer Medieneffekt, dessen Signifikanz auch neuzeitlich greifbar wird, der sich aber gerade im mittelalterlichen Erzählen formiert. Das prekäre Alexandernarrativ würde demnach nicht nur von ästhetischen Effekten erzählen, seine narrativen Probleme wären mit den visuellen Phänomenen seiner Welt auf eine intrikate Weise verbunden.

2 Die ‚Eroberungsgeschichte‘ am Beispiel des «Vorauer Alexander»

Der deutsche «Alexanderroman» wirkt, gemessen an den Kohärenzerwartungen neuzeitlichen Erzählens, aber auch mit Blick auf die präzisen kompositorischen Möglichkeiten des höfischen Romans, geradezu enttäuschend. Es ist daher zumindest vor dem Hintergrund neuzeitlicher Gattungsbegriffe terminologisch irreführend, die Alexanderüberlieferung als ‚Roman‘ zu bezeichnen, die strukturelle Offenheit der *historia* ist auch für das Feld der mittelhochdeutschen Alexanderdichtungen festzuhalten. Sie geben zunächst einem Erzähltypus aus der Alexanderüberlieferung den Vorzug, dessen Prototyp durch den mittellateinischen «Alexanderroman», das heißt die verschiedenen Rezensionen der unter anderem so genannten «*Historia de preliis Alexandri Magni*» des Archipresbyters Leo, gebildet wird.¹³ Das Erzählen dieses Typus wirkt nicht nur ausgesprochen spröde, es müsste auch einem faktenorientierten Geschichtsverständnis als historisch zweifelhaft erscheinen. Es ist auffällig heterogen und dabei erstaunlich detailreich. Formal ist die Gattungsmischung aus Biographie, Briefroman und Anekdotensammlung offenkundig, die dann die weitere Aufnahme der berühmten, kurios anmutenden Anekdoten auf Alexanders Weg zum Paradies

¹³ Ausgabe: Die *Historia de preliis Alexandri Magni* (Der lateinische Alexanderroman des Mittelalters). Synoptische Edition der Rezensionen des Leo Archipresbyter und der interpolierten Fassungen J¹, J², J³, (Buch I und II). Hg. von HERMANN-JOSEF BERGMEISTER. Meisenheim am Glan 1975 (Beiträge zur klassischen Philologie. Band 65) [im Folgenden Hdp].

begünstigt. Nur wird durch die weitere Ausdehnung der Darstellung die narrative Organisation des Materials eben noch schwieriger.

Den historischen Anspruch des mittellateinischen Typus, eine *historia Alexandri* zu liefern, scheinen die Wunderfahrten Alexanders, jedenfalls nach Ausweis seines Prologs, jedoch keineswegs zu beeinträchtigen. Den historischen Anspruch garantiert schon die *materia Alexandri*, weshalb sich hier kein elaboriertes narratives Formbewusstsein etablieren muss. Vermutlich kann man sogar sagen: Die Erzählungen von Alexander haben Ecken und Kanten, sie sind keine guten Formen, gelten aber gerade darin als historisch-authentisch, – gewissermaßen als eine mittelalterliche Variante des modernen literarischen Realitätseffekts.¹⁴

Auf der ersten Stufe der mittelhochdeutschen Überlieferung ist dieser Effekt dann derart deutlich, dass es zu einem aufschlussreichen narrativen Selbstwiderspruch kommt. Den Ausgangspunkt der Überlieferung bilden zwei Texte, das «Alexanderlied» des Pfaffen Lambrecht beziehungsweise der «Vorauer Alexander» einerseits und der «Straßburger Alexander» andererseits.¹⁵ Beide Texte vertreten über ihre französische Vorlage den durch die mittellateinische «*Historia de preliis*» initiierten Erzähltypus. Während aber das «Alexanderlied» Lambrechts in der Vorauer Fassung im Prinzip mit dem Sieg über Darius endet, erzählt der «Straßburger Alexander» die Geschichte weiter: Unter neuerlicher Verwendung der «*Historia de preliis*» und des «*Iter ad paradisum*» wird wiederum der weitere Zug Alexanders bis zum Anfang der Welt dargestellt, das heißt der Weg Alexanders ganz im Sinne des lateinischen Typus vollendet.¹⁶ Gerade durch diese Vervollständigung gewinnt der Text seine prekäre narrative Qualität und thematische Eigenart.

Die Differenzierung der Fassungen im Deutschen erfolgt generell nach zwei unterschiedlichen Diskursmustern. Diese These geht von der wohl klarsten Bestandsaufnahme zum Kohärenzproblem des Texts von Udo Friedrich aus, der für den «Alexander» einen diskursanalytischen Ansatz vorgeschlagen hat.¹⁷ Die folgenden Über-

14 ROLAND BARTHES: Der Wirklichkeitseffekt. In: DERS.: Das Rauschen der Sprache. Aus dem Französischen von DIETER HORNIG. Frankfurt a. M. 2006 (Kritische Essays. Band 4), S. 164–172.

15 Ausgabe: Pfaffe Lambrecht: Alexanderroman. Mittelhochdeutsch – Neuhochdeutsch. Hg., übers. und kommentiert von ELISABETH LIENERT. Stuttgart 2007 (RUB. Band 18508) [im Folgenden VA bzw. SA].

16 Ausgabe: *Iter Alexandri Magni ad Paradisum*. Bearb. von HELMUT VAN THIEL. In: FRIEDRICH PFISTER: Kleine Schriften zum Alexanderroman. Meisenheim am Glan 1976 (Beiträge zur Klassischen Philologie. Band 61), S. 359–365.

17 UDO FRIEDRICH: Überwindung der Natur. Zum Verhältnis von Natur und Kultur im «Straßburger Alexander». In: Fremdes wahrnehmen – fremdes Wahrnehmen. Studien zur Geschichte der Wahrnehmung und zur Begegnung von Kulturen in Mittelalter und früher Neuzeit. Hgg. von WOLFGANG HARMS und C. STEPHEN JAEGER, in Verbindung mit ALEXANDRA STEIN. Stuttgart/Leipzig 1997, S. 119–136, hier die folgenreichen Hinweise, dass „Alexander [...] nicht das alleinige Zentrum der Darstellung“ sei, sich die Interpretation daher nicht „linear an der Hauptfigur orientier[en]“ dürfe (S. 120) und dass zudem für die Orientfahrt des zweiten Teils ein „anderes Kohärenzprinzip“ (S. 122) als für den ersten Textteil gelte. Zuvor wird die strukturelle Diversität des Texts auf unterschiedliche Weise bestätigt und

legungen formulieren aber die Grundbeobachtungen narratologisch um, fragen also nicht allgemein nach Diskursen, sondern speziell nach narrativen Diskursmustern. In narratologischer Hinsicht treten dann zwei Strukturierungsweisen zutage. Lambrechts «Alexanderlied» beschränkt sich im «Vorauer Alexander» auf das, was im Folgenden Eroberungsgeschichte heißen möge, dagegen überführt der «Straßburger Alexander» die Handlung zusätzlich in ein Entdeckungsgeschehen. Eroberungsgeschichte und Entdeckungsgeschehen sind dabei als Tiefenstrukturen der dargestellten Handlung und noch nicht als Oberflächenphänomene aufzufassen. Der Geschichte und dem Geschehen ordnen sich dann auf der Diskursebene die Diskurstypen von narrativem und beschreibendem Diskurs, oder einfacher: von Erzählen und Bericht, zu.¹⁸

interpretiert, so strukturgeschichtlich als Ausgangspunkt in der Skizze von WALTER HAUG: Struktur und Geschichte. Ein literarhistorisches Experiment an mittelalterlichen Texten. In: DERS.: Strukturen als Schlüssel zur Welt. Kleine Schriften zur Erzählliteratur des Mittelalters. Tübingen 1989, S. 236–256, der sehr allgemein von einer nur „additiven Struktur“ (S. 243) gesprochen hat, oder aber in der etwas angestrebten Theoretisierung durch PETER K. STEIN: Ein Weltherrscher als *vanitas*-Exempel in imperial-ideologisch orientierter Zeit? Fragen und Beobachtungen zum «Straßburger Alexander». In: Stauferzeit. Geschichte, Literatur, Kunst. Hgg. von RÜDIGER KROHN u. a. Stuttgart 1979 (Karlsruher kulturwissenschaftliche Arbeiten. Band 1), S. 144–180, der so weit geht, schon eine einheitliche Isotopieebene der Herrschaftsthematik in den ansonsten ziemlich divergenten Geschehensabläufen als „durchthematizierende [...] Struktur“ (S. 171) zu akzeptieren. Einen ähnlich allgemeinen Befund liefert die Lektüre des kleinteiligen interpretierenden Textdurchgangs von CHRISTOPH MACKERT: Die Alexandergeschichte in der Version des ‚Pfaffen‘ Lambrecht. Die frühmittelhochdeutsche Bearbeitung der Alexanderdichtung des Alberich von Bisinzo und die Anfänge weltlicher Schriftepik in deutscher Sprache. München 1999 (Beihefte zu Poetica. Heft 23), S. 181–335, der auf einem „einheitliche[n] literarische[n] Entwurf“ (S. 336) insistiert, dessen Komplexität betont wird, als dessen thematischer Fokus dann aber wenig mehr als der kritische Umgang mit einer archaischen Kriegerethik gelten muss, während die sich im Detail an Mackert anschließende Studie von RALF SCHLECHTWEJG-JAHN: Macht und Gewalt im deutschsprachigen Alexanderroman. Trier 2006 (Literatur – Imagination – Realität. Anglistische, germanistische, romanistische Studien. Band 37), S. 32, wiederum gerade das Problem der zu rigiden Kohärenzunterstellung betont.

18 Zu den Begriffen von ‚Geschehen‘ und ‚Geschichte‘ sowie ‚Narration‘ und ‚Deskription‘ zusammenfassend WOLF SCHMID: Elemente der Narratologie. Berlin/New York 2005, bes. S. 17f. und S. 241–243. Dass die damit verbundene strukturelle Differenz sich auch in der Figurenkonzeption Alexanders niederschlägt, ist öfter beobachtet worden, so auch bei STOCK: Kombinationssinn (wie Anm. 6), der daher im Sinne der genannten Unterscheidung von zwei ‚Identitäten‘ Alexanders, der des Eroberers und des Entdeckers, gesprochen hat. Den erzähltechnischen Konsequenzen hat Stock sich gleichwohl schon im Ansatz verweigert, durch das – gegen die von FRIEDRICH: Überwindung (wie Anm. 17) gebündelten Forschungsbeobachtungen zum Kohärenzproblem gerichtete – Insistieren auf einer einheitlichen Protagonistenfunktion. Vgl. demgegenüber noch einmal die auch terminologisch treffende Formulierung in dem allgemeinen Hinweis bei UDO FRIEDRICH: Menschentier und Tiermensch. Diskurse der Grenzziehung und Grenzüberschreitung im Mittelalter. Göttingen 2009 (Historische Semantik. Band 5), S. 101, „daß der plot mitunter hinter den diskursiven Erörterungen verschwindet“, in der die Umstellung von Erzählung und Geschichte auf Bericht und Geschehen bereits indiziert ist.

Im «Vorauer Alexander» wird die Geschichte Alexanders in zwei Zügen erzählt: Der erste erstreckt sich über die Jugendphase von der Geburt Alexanders bis zu seinem Herrschaftsantritt (VA 1–551), er gilt dem Problem der genealogischen Identität des Helden. Der zweite Zug legt diese Identität über den Aufstieg Alexanders zum Kriegerkönig aus und ist als Feldzug des Helden gestaltet, der zu Darius führt und mit der Schlacht und dem Sieg Alexanders endet (VA 552–1515). Dabei sind die beiden Erzählzüge von Anfang an dadurch miteinander verknüpft, dass Alexanders Vater Philipp gegenüber Darius zinspflichtig ist und Alexander diese Zinspflicht beseitigen will. Dadurch ergibt sich schon in der Jugendphase eine Mangelsituation oder ein Ungleichgewicht an objektiven Werten, das am Ende des Texts durch den Sieg Alexanders ausgeglichen oder aufgehoben ist. Das wäre also ein klassischer narrativer Dreischritt aus Anfang, Mitte und Schluss. Aber er ist von Anfang an gerade in seiner Klarheit problematisch. Der Dreischritt ist, durch Alexanders besondere Qualität, seine herausragenden subjektiven Werte, was also der Held kann oder weiß, kein offener, sondern ein von vornherein geschlossener Prozess.¹⁹ Die notwendige Vorbedingung einer narrativen Sinnkonstitution, die hermeneutische Offenheit der Geschichtsstruktur, wird so durch die Qualität Alexanders selbst infrage gestellt.

Alexanders Anspruch auf die Herrschaft seines Vaters verteidigt er bereits frühzeitig nach außen: Als die Boten von Darius erscheinen und die Zinsforderung des Perserkönigs vortragen, schickt er sie nicht mit dem Tribut, sondern mit einer Botschaft zurück. Wenn er nicht auf den Zins verzichten wolle, so werde er ihm diesen Zins in seiner Heimat so auszahlen, dass Darius ihm seinen Kopf dafür lassen müsse (VA 1127–31).²⁰ Der Zug gegen Darius ist damit bereits kompositorisch motiviert, das Erzählen erscheint semantisch offen und verspricht, über seine narrative Gestaltung einen Sinn zu konstituieren.²¹ Denn die Rede vom Zins indiziert eine metaphorische

19 Zum narrativen Problem der Wertezyklen für die Struktur der Geschichte die klassisch-strukturalistische Beschreibung von ALGIRDAS JULIEN GREIMAS: *A Problem of Narrative Semiotics. Objects of Value*. In: DERS.: *On Meaning. Selected Writings in Semiotic Theory*. Translation by PAUL J. PERRON and FRANK H. COLLINS. Foreword by FREDRIC JAMESON. Introduction by PAUL J. PERRON. London 1987, S. 84–105.

20 Vgl. zur Übersicht die Musterung der Zins-Nennungen im Zusammenhang des handlungslogischen Textdurchgangs bei ROSE SCHÄFER-MAULBETSCH: *Studien zur Entwicklung des mittelhochdeutschen Epos. Die Kampfschilderungen in «Kaiserchronik», «Rolandslied», «Alexanderlied», «Eneide», «Liet von Troye» und «Willehalm»*. 2 Teile. Göttingen 1972 (GAG. Band 22–23), hier Teil 2, S. 408f.

21 Vgl. besonders die Akzentuierung bei PETER STROHSCHNEIDER und HERFRIED VÖGEL: *Flußübergänge. Zur Konzeption des «Straßburger Alexander»*. *ZfdA* 118 (1989) S. 85–108, hier S. 89f. Vgl. zum Begriff der kompositorischen Motivierung BORIS TOMAŠEVSKIJ: *Theorie der Literatur. Poetik*. Nach dem Text der 6. Aufl. (Moskau-Leningrad 1931). Hg. und eingeleitet von KLAUS-DIETER SEEMANN. Aus dem Russischen übersetzt von ULRICH WERNER. Wiesbaden 1985 (Slavistische Studienbücher. N.F. Band 1), S. 225f. Auf die Überschneidung mit der ‚Motivation von hinten‘ nach CLEMENS LUGOWSKI: *Die Form der Individualität im Roman*. Mit einer Einleitung von HEINZ SCHLAFFER. 2. Aufl. Frankfurt a. M. 1994 (stw. Band 151), S. 66–82, ist hingewiesen worden, bes. wirksam durch MATÍAS MARTÍNEZ: *Doppelte Welten. Struktur und Sinn zweideutigen Erzählens*. Göttingen 1996 (Palaestra. Band 298). Dazu ist jedoch festzuhalten, dass

Relation: Die semantische Offenheit der Geschichte beruht konkret auf der Frage, was die Rede vom Zins und damit auch der Zins in der Handlung eigentlich für die Interpretation des Protagonisten bedeutet.

Tatsächlich in Gang kommt die Auseinandersetzung mit Darius aber erst nach dem Tode Philipps und dem Herrschaftsantritt Alexanders, und sie endet auf genau die angekündigte Weise. Es kommt zur Schlacht, in ihr stehen sich Darius und Alexander schließlich gegenüber, und Darius wird von Alexander mit den Worten erschlagen: *Ir sulten zins hie infâhen, / dâ ir vil manegen tach habet nâch gesant, / den hân ich iu brâht in diz lant* (VA 1503–1504).

Die Geschichte ist damit abgeschlossen, der Mangel ist aufgehoben, aber dennoch ist dieser Abschluss narrativ unbefriedigend. Dieses narrative Defizit hat etwas mit der Kombination von Jugendgeschichte und Eroberungshandlung zu tun. Die Erwartung an die kompositorische Motivierung, das Versprechen der semantischen Offenheit, die ihren Sinn über die erzählerische Form finden soll, bleibt nämlich unerfüllt. Stattdessen erweist sich, dass diese Motivierung nur eine einfache finale Motivation auf der Handlungsebene war. Der Zins, von dem die Rede war, ist kein weiter ausdeutbares Motiv. Seine Metaphorik bleibt auffallend flach: Der Zins ist der Tod – nichts weiter.

Der Versuch, die Zinsmetapher kompositorisch aufzuwerten, wird sogar ziemlich deutlich abgewiesen. Als es zwischen Darius und Alexander über einen Briefwechsel zunächst zu einer rein symbolischen Auseinandersetzung kommt, bietet sie die Möglichkeit zu einer stärkeren Semantisierung geradezu an: Darius sendet Alexander einen Ball und ein Schuhband, um ihn über das Kinderspielzeug symbolisch zu demütigen und über das Schuhband zur Unterwerfung aufzufordern. Den beiden Gegenständen ist auch etwas Gold beigegeben – darüber werden die Symbole insgesamt auf die Zinsforderung an Alexanders Vater beziehungsweise an Alexander gemünzt (VA 1044–1055). Alexander hätte nun gewiss die Möglichkeit zu einer ebenso symbolischen Antwort zur semantischen Komplexitätssteigerung, aber er entscheidet sich in seiner Replik für eine Komplexitätsreduktion: *Daz golt, daz ir mir habet prâht, / dâ mit habet ir mir gesaget, / daz iz mir al einem wol gezem, / daz ich den zins von ime neme / unde dar zuo von allen landen / unde betwinge die ze mînen handen* (VA 1110–1115). Er wiederholt schlicht seine Ankündigung, Darius seine Zinsforderung heimzahlen zu wollen.

jener in der ‚Motivation von hinten‘ mit angelegte providentielle Nexus, den Martínez als ‚finale Motivation‘ bezeichnet hat (S. 15–30), in dieser Spielart der kompositorischen Motivierung eben nicht greift, weil sich die Erwartung an die Enthüllung des semantischen Gehalts gerade nicht erfüllt. Vielmehr läuft die Darstellung auf die von Martínez so genannte ‚kompositorische Motivation‘ hinaus, wobei jedoch für eine genauere Diskussion in Ergänzung dazu die Unterscheidung von ‚Motivation‘ und ‚Motivierung‘ nötig wäre, dazu grundlegend: AAGE A. HANSEN-LÖVE: Der russische Formalismus. Methodologische Rekonstruktion seiner Entwicklung aus dem Prinzip der Verfremdung. Wien 1978 (Österreichische Akademie der Wissenschaften. Phil.-hist. Klasse. Sitzungsberichte. Band 336), S. 197–200.

Weil damit, um im Bild zu bleiben, der Ball nur zurückgespielt wird, kann die Zinsmetapher ihre Wirkung weiterhin nicht recht entfalten. Was sich im Zug gegen Darius ereignet, offenbart so gerade keinen neuen Sinn, die Figur der Rede findet im weiteren Verlauf der Handlung gerade keine Entsprechung in der Gestalt des Erzählens, sondern die Geschichte läuft schlicht auf das hinaus, was man nach der Vorgeschichte praktisch erwarten konnte. Die kompositorische Motivierung mit ihrer Aktivierung der metaphorischen Relation läuft ins Leere.

Dieser Befund wirkt auch insgesamt ernüchternd, denn um die schlichte Erwartung an den Sieg Alexanders bemüht sich die Erzählung fortwährend. So ist Alexander von einer kämpferischen Wildheit, die sich in all seinen Handlungen zeigt.²² Diese Wildheit lässt Alexander zwar als *wunderlich* erscheinen, aber das heißt im Kontext des «Vorauer Alexander» wenig mehr als ‚staunenswert-merkwürdig‘.²³ Das wunderbare Gewaltpotential Alexanders verschließt sich geradezu gegenüber der Möglichkeit einer latenten Semantik des Wunderbaren. Signalhaft wird das bereits in der frühesten Gewalttat, der Ermordung von Alexanders Lehrer, klar. Denn diese Tat bildet vor dem Hintergrund der lateinischen Tradition eine vielsagende Lücke. Sie tritt an die Stelle der Nectanabus-Vorgeschichte der lateinischen *historia*, die «Vorauer» und «Straßburger Alexander» nicht kennen wollen.

Die mittellateinische Erzählung des Archipresbyter Leo umgibt Alexanders Geburt mit der Aura einer künstlich fingierten und damit ausgesprochen literarischen Heroik. Sie berichtet, der Mazedonier sei ein Kind der Vereinigung Olympias mit dem ägyptischen Magierkönig Nectanabus, der der Königin in der Gestalt eines Drachen beiwohnt und ihr damit bildlich vorgaukelt, sie habe Alexander von einem Gott empfangen (Hdp, Lib. 1, 4–11). Dieser Trug künstlich fingierter Göttlichkeit funktioniert problemlos, offenbar hat Olympia genug griechische Mythen gelesen, um an das Muster einer derartigen Empfängnis glauben zu können. Für sie ist die Fiktion jedenfalls wahr und bleibt gerade damit in ihrem Fiktionscharakter verdeckt. Dagegen wird sie für den Leser, der das berühmte poetische Muster leicht erkennt, gerade als Fiktion durchschaubar gemacht. Alexander ist derart im Lateinischen eine literarisch markierte, selbstreferentielle pseudo-heroische Figur. Die Geburt ist ein von Anfang an erkennbares kompositorisches Element. Über diese Markierung ergibt sich dann im weiteren Textverlauf eine ganze Kette von bildlichen Imaginationen und deren Deutungsversuchen, die zur Gesamtinterpretation des Texts herangezogen werden kann.

Mit dieser selbstreflexiven Figur markierter Literarizität können die deutschen Versionen nichts anfangen, weil hier die Genealogie Alexanders nicht infrage

²² Zur Interpretation der Wildheit bes. FRIEDRICH: Überwindung (wie Anm. 17), S. 126; sowie DERS.: Menschentier (wie Anm. 18), S. 304–312.

²³ Die im Einzelnen immer wieder hervorgehobenen Belege zum «Vorauer» und «Straßburger Alexander» sind insgesamt gemustert bei EHLERT: Alexanderdichtung (wie Anm. 2), S. 63–66, und lassen sich erst je nach Kontext unterschiedlich nuancieren.

stehen darf.²⁴ Für die narrative Konstruktion der Handlung hat dieses Unverständnis grundsätzliche Folgen: Während sich Alexander im Lateinischen seine stets fragliche genealogische Position durch seine Taten als heroischer König erst erarbeiten muss, während er hier also gerade dadurch, dass er eben nicht das Kind des Königs Philipp ist, diesen überhaupt erst symbolisch übertreffen kann, wird im Deutschen die genealogische Achse von vornherein stabilisiert. Nur trivialisiert das eben auch im Gegenzug die narrative Semantik.

So bleibt von der Gestalt des Nectanabus nur die Figur eines namentlich nicht genannten Lehrers, der von Alexander, wie im Lateinischen, getötet wird. Das erledigen die beiden deutschen Alexanderversionen auch noch in nur gut einem Dutzend Versen (VA 227–236/SA 255–268). Hier heißt es lediglich, dass der Lehrer behauptet habe, Alexanders Vater zu sein, darum habe Alexander ihn getötet: Dies zeige, wie sehr Alexander die Wahrheit geliebt habe – diese Formel ist alles, was von der Nectanabus-Erzählung bleibt. So wischt Alexander selbst die These seiner genealogisch unklaren Geburt als *eine lugene* (SA 264) vom Tisch und bestätigt, was schon der Erzähler anfangs nachdrücklich behauptet hat: *Nû sprechent bôse lugenâre, / daz er eines goukelâres sun wâre. / Di ez imer gesagent, / di liegent alsô bôse zagen, / oder di es î gedâhten. / Er was rehter cheiser slahte* (VA 71–76, vgl. SA 83–91). Alexander ist damit kein künstlich markierter, poetisch fingierter Pseudo-Heros wie im Lateinischen, sondern einfach ein Königssohn mit staunenswerten Fähigkeiten. Aus der früheren kompositorischen Motivierung wird eine finale Motivation. Was dem Rezipienten als Frage aufgegeben wird, die zu einer semantischen Anreicherung bei der Suche nach der narrativen Form führen mag – nämlich: Was bedeutet die trügerische Herkunft für den Status dieses Helden? – verschwindet im Deutschen zugunsten einer einfachen Erfolgsgeschichte, die man selbst als kurios bestaunen, aber damit nicht mehr interpretieren kann, sondern als gegeben hinnehmen muss.

Weil es auf diese Weise zu einer final motivierten, von vornherein absehbaren Abfolge des Geschehens kommt, ereignet sich auf der *histoire*-Ebene zunächst wenig. Die Folge der Kämpfe ist zwar durchaus geschehensreich, gleichwohl ist die Handlung aus erzähltheoretischer Sicht nicht sehr ereignishaft. Damit illustriert der «Vorauer Alexander» geradezu mustergültig die Relevanz des narratologischen Ereignisbegriffs: Über ihn wird greifbar, weshalb bloß eine quantitative Fülle von Geschehnissen im Erzählen noch nicht zwangsläufig die Qualität von Ereignissen haben muss.

In äußerster Vereinfachung ist dazu festzuhalten: Im narratologischen Verständnis ist das Ereignis eben nicht nur ein einfaches Geschehenselement, sondern ein semantischer Komplex. Sein semantischer Gehalt ergibt sich durch eine Verschiebung innerhalb eines kulturell definierten Wahrnehmungs- und Werterahmens, die diesen Rahmen mit seiner Axiologie zugleich übersteigt, indem sie gegen den von ihm gebildeten Erwartungshorizont verstößt. Erst wenn ein Geschehnis als unvor-

²⁴ Vgl. zur Interpretation im Feld der unterschiedlichen Version von Alexanders Geburt JAN-DIRK MÜLLER: *Höfische Kompromisse. Acht Kapitel zur Höfischen Epik*. Tübingen 2007, S. 82.

hergesehene semantische Transgression von einem Ausgangs- zu einem Endzustand wahrnehmbar wird, hat das Geschehnis eine Ereignisqualität. Das Ereignis ist damit also ein semantischer Prozess mit einer Metaphernstruktur, der sich paradoxerweise zugleich durch Identität und Differenz auszeichnet.²⁵

Auf dieser terminologischen Grundlage wären etwa die Schlachten Alexanders zu Beginn des Texts noch als semantische Ereignisse zu beschreiben. Zwei Heere stehen sich am Anfang der Schlacht gegenüber, und an ihrem Ende, nach dem militärischen Konflikt, hat sich durch Sieg oder Niederlage nicht nur eine der kämpfenden Parteien behauptet: Vielmehr hat sich die kulturelle Semantik dieser Partei durch den Sieg verschoben. Der Sieger wird durch den Sieg qualitativ ein anderer. Der Sieger wird zu etwas, das zuvor sein Gegner war, nur in besserer Form. Das heißt, er bleibt derselbe und ist doch axiologisch ein anderer.

In der lateinischen «*Historia de preliis*» funktioniert dieser Mechanismus, weil Alexander im Sieg über Darius moralische Größe im Umgang mit dem Gegner zeigt, in der Ehrung des überwundenen Königs zugleich aber auch dessen Anspruch auf Göttlichkeit für sich übernimmt und damit neu füllt (Lib. 2, 20–23). Im «*Vorauer Alexander*» funktioniert der semantische Mechanismus dagegen kaum, weil gerade die moralische Selbsterhöhung in der forcierten Konzentration auf den bloßen Kampf fehlt. Alexander schlägt seinem Gegner Darius mit seinem Schwert den Kopf ab (VA 1506–1510), so dass dieser vor das Pferd des Königs fällt – und damit ist die bis dahin größte Schlacht aller Zeiten auch schon zu Ende, deren Beschreibung insgesamt nur 24 Verse beansprucht (VA 1487–1510).²⁶

Wie sich schon hier andeutet, lässt sich der narratologische Ereignisbegriff positiv, aber auch negativ verwenden. Dabei erweist sich Ereignishaftigkeit als skalierbare Kategorie. Je ausgeprägter der Verstoß gegenüber den im Wahrnehmungsrahmen angelegten Erwartungshaltungen ist, desto höher ist die Ereignishaftigkeit, das heißt in der Umkehrung: Ist die semantische Verschiebung eines Geschehens in seinem gegebenen kulturellen Wahrnehmungsrahmen nur geringfügig, dann ist es narratologisch nur wenig ereignishaft, liegt das Geschehen vollständig im Rahmen der Erwartungen, so ist es sogar gar kein narratives Ereignis.

Im deutschen «*Alexanderlied*» der Vorauer Fassung ist nun genau dieser Verlust von narrativer Ereignishaftigkeit zu beobachten. Es kommt zu keiner ausgeprägten Assimilation mit Darius, wie auch generell gilt, dass mit jedem neuen Sieg Alexanders die Ereignishaftigkeit des Sieges abnimmt, weil der Sieg zunehmend durch den Erwartungsrahmen des vorangegangenen Handelns vorgegeben erscheint. Je weiter

²⁵ Dies als Fokus der einzelnen Kriterien des Ereignisbegriffs nach SCHMID: *Elemente* (wie Anm. 18), S. 20–27.

²⁶ Es versteht sich, dass der kurze Schluss des «*Vorauer Alexander*» in der älteren Echtheitsdiskussion eine Rolle gespielt hat, er ist aber für die Interpretation als Faktum hinzunehmen, vgl. bes. FERDINAND URBANEK: *Umfang und Intention von Lamprechts Alexanderlied*. *ZfdA* 99 (1970) S. 96–120, hier S. 101.

sich das Geschehen nach Osten hinzieht, desto weniger sind die Schlachtereignisse um Alexander noch bemerkenswert. Und das heißt für die Taten Alexanders: Sie verlieren zusehends die Möglichkeit, noch in eine Geschichte integriert zu werden. Sie sind als Folge von Alexanders eigenen staunenswerten Qualitäten als Kriegerkönig in der ereignisgeschichtlichen Sicht weniger narrativ gebunden als seriell gestaffelt.²⁷ Eben deshalb ist es zunehmend schwierig, sich mit dem Bericht der Feldzüge in der historischen Welt Alexanders zurechtzufinden.

Zu diesem Eindruck trägt nicht zuletzt eine heilsgeschichtlich grundierte Vorausdeutung bei, die der Erzähler gleich zu Beginn vornimmt: Er erinnert bei der ersten Nennung von Darius an den Traum Daniels, Dn. 8, 3–7 und 20f., das heißt an die biblische Vision des Kampfes von Widder und Ziegenbock, die auf die Überwindung Darius' durch Alexander hin ausgelegt wird. Die Vorausdeutung über die schon genannte Zinsmetapher schließt sich an: *Daz Philippus den zins galt / in Darios gewalt / dannen uber manegen tach, / daz was tem sune ungemach. / Darius, er wart umbe den selben zins erslagen, / daz ich iu sal wære sagen* (VA 472–477).

Bereits mit dieser metaphorischen Vorausdeutung läuft die Handlung also in ihren finalen Zirkel hinein. Darum ist das Ende der Handlung zwar klar erkennbar, es weist gegenüber dem Anfangszustand aber keine erkennbare semantische Verschiebung auf. Anfangs wird der Tenor des Erzählens vorgegeben: *Alexander was ein wîse man, / vil manec rîche er gewan* (VA 7f.). Mit anderen Worten: Alexander ist ein Eroberer. Seine Macht und sein Reichtum übertreffen, wie der Erzähler kommentiert, die aller Könige mit Ausnahme Salomons: *Man mûste in wol ûz sceiden, / wande Alexander was ein heiden* (VA 69f.). Alexanders Sieg über Darius reichert diese vorchristliche Eroberungshandlung buchstäblich an, denn den Worten Alexanders zufolge hat dieser *anderes neheine frumicheit, / wan daz er scaz uber ein ander leit* (VA 482f.). Wenn mit dem Sieg über Darius schließlich aber vor allem der persische Reichtum auf Alexander übergeht, dann steht der Wert der Eroberung des Perserreichs damit zugleich infrage: Denn der Sieg bringt Alexander einen Gewinn, der eigentlich nichts Neues kennt. Die Eroberung bestätigt Alexander als denjenigen, als der er von vornherein kenntlich war, sie führt zum Tod desjenigen, der aus Sicht Alexanders ohnehin keine Achtung verdient, und der bloße Reichtum ist für Alexander offenbar nicht von Wert. Der Eroberer hat seine Macht quantitativ vermehrt, aber er hat qualitativ nichts hinzugewonnen.

Man könnte die Eroberungsgeschichte damit vor dem Hintergrund des skalierbaren Ereignisbegriffs als ein ‚schwaches Narrativ‘ bezeichnen, weil in ihr die Axiologie der Geschichte zunehmend als unterdeterminiert erscheint. Die Geschichte hat eine klare, final determinierte und damit geschlossene Struktur, sie ist von geringer narra-

²⁷ Vgl. SCHLECHTWEG-JAHN: Macht (wie Anm. 17), S. 31, mit der Interpretation der ungebrochenen aktantiellen Überlegenheit Alexanders im «Alexanderlied» als Ausdruck eines ‚heroischen Gewaltprinzips‘, S. 41 und 47.

tiver Ereignishaftigkeit und Metaphorizität und vermittelt über ihre narrative Struktur einen vergleichsweise geringen semantischen Ertrag.

3 Das ‚Entdeckungsgeschehen‘ am Beispiel des «Straßburger Alexander»

Dieses narrative Problem wandelt sich nun genau dort, wo die Eroberungen Alexanders in Entdeckungen übergehen. Mit Darius' Tod ist ein von vornherein erklärtes Ziel erreicht, die axiologische Schwäche der Eroberungsgeschichte ist auch eine semantische, gerade weil ihr Ende klar ist. Im Gegenzug dazu ist dann aber das Ende der Entdeckungen im zweiten deutschen Text, im «Straßburger Alexander», unklar. Im Unterschied zum «Vorauer Alexander» scheint es hier nämlich so, als versuche der Text, sozusagen jenseits seiner Geschichte weiterzuerzählen. Gerade dadurch bekommt Alexander die Welt auf eine neue Weise in den Blick.

Die Ereignisse, die Alexander begegnen, sind nämlich weniger praktisch zu bewältigende Herausforderungen einer Geschichte, vielmehr erscheinen sie zunehmend als ein schwieriges Wahrnehmungsgeschehen.²⁸ Was wahrgenommen wird, ist nämlich geradezu sensationell. Das macht den narrativen Status der Szenen ausgesprochen schwierig. Weil das Wahrgenommene jeden Erwartungsrahmen sprengt, wirken die Entdeckungen Alexanders nicht einfach nur ereignishaft, vielmehr überfordern die Entdeckungen jeden Wahrnehmungsrahmen, sie können darum nicht mehr narrativ eingebunden werden und bleiben so semantisch opak. Die Wahrnehmung operiert jenseits der narrativen Begriffe.

Diese Entnarrativierung des zweiten Teils hat evidente Folgen für das Raumverständnis des Texts: Jenseits der Geschichte dehnt sich der Raum und längt sich, er wird zudem frei für eigene semantische Besetzungen, droht aber auch mit seiner narrativen Entgrenzung zugleich verloren zu gehen. Damit stößt man hier auf die elementare, kulturhistorisch so folgenreiche Verbindung von Raum und Geschichte. Dass die Geschichte als die zentrale Struktur menschlicher Zeitsemantik gelten kann, ist seit Paul Ricœur keine revolutionäre These, zumal nicht für Mediävisten, ist Ricœurs erster Gewährsmann doch Augustinus.²⁹ Weil die Zeitkategorie aber mit der Raumkategorie verbunden ist, ist die narrative Struktur für die Raumwahrnehmung nicht weniger prägend. Im Erzähltext gilt jedenfalls: Die Kategorie des Raums

²⁸ Auf die unterschiedlichen Wahrnehmungsschemata in «Vorauer» und «Straßburger Alexander», das heißt den Ausbau des Reflexionsmoments im zweiten Text, hat GERT HÜBNER: Kognition und Handeln im «Vorauer Alexander», im «Straßburger Alexander» und im «König Rother». Archiv 242 (2005) S. 241–258, hier S. 244–248, aufmerksam gemacht.

²⁹ Vgl. PAUL RICŒUR: Zeit und Erzählung. Bd. 1: Zeit und historische Erzählung. Aus dem Französischen von RAINER ROCHLITZ. München 1988 (Übergänge. Band 18,1), S. 15–53.

ist phänomenologisch an die narrative Struktur gebunden – ohne Geschichte keine Diegese. Vielleicht verdient dieses grundsätzliche Bedingungsverhältnis angesichts der stillschweigenden Privilegierung sogenannter euklidischer Raumkonzepte in der neueren Narratologie inzwischen sogar eine nachdrückliche Akzentuierung: Nicht der Raum ist die Bedingung des narrativen Handelns, sondern erst der narrative Entwurf der Handlung führt zur Entstehung der Erzählwelt. Nimmt man die narrative Struktur aus dieser Welt heraus, wird der Raum also nicht nur weit, werden Wege nicht nur merkwürdig verschlungen, sondern der Raum selbst wird flüchtig.³⁰

Im «Straßburger Alexander» ist dieses vorgängige Bedingungsverhältnis von der Geschichte zum Raum besonders deutlich. Der Text markiert den Wechsel von der Eroberungsgeschichte zum Entdeckungsgeschehen zunächst auch äußerlich über einen Medienwechsel: Statt eine Geschichte zu erzählen, wird nun ein Geschehen berichtet, und dies erfolgt nicht durch einen Erzähler gegenüber seinem Publikum, sondern im schriftlichen Medium eines Briefes, den Alexander an seine Mutter Olympia und seinen Lehrer Aristoteles adressiert. Sein medial geschlossener Bericht eröffnet einen eigenen Textblock (SA 4456–6148), der einem bekannten Typ von Grenzerzählungen folgt, den Walter Haug schon vor 40 Jahren idealtypisch am Beispiel des irischen «Imram Maelduin» und der «Brandan-Legende» beschrieben hat.³¹ Dieses Erzählen jenseits der Grenze geht mit einer spezifischen Eigenzeitlichkeit einher. Im «Straßburger Alexander» sind denn auch die Briefereignisse zeitlich unbestimmt, sie erscheinen als Erinnerungsprozess Alexanders an ein Geschehen, das zwar vergangen sein muss, aber zeitlich nicht näher determiniert wird, so dass man sich sogar fragen kann, ob es sich denn je ereignet hat.

Charakteristisch für diesen Diskurstyp ist eine einfache Verschiebung: Der Protagonist wird zum Beobachter, die Geschichte verliert ihr strukturelles Subjekt, sie wird zu einem objektiven Geschehen, die Handlung ist gerade kein narrativer Entwurf zwischen Anfang und Ende, sondern eine Sukzession von Episoden. Diese Umakzentuierung von der Geschichte zum Geschehen wird für den «Straßburger Alexander» im Medium des Briefes auch diskursiv erkennbar gemacht. Alexander kann im Brief ‚Ich‘ sagen, ohne damit schon zu einem Ich-Erzähler zu werden, denn er erzählt nicht von sich als Subjekt der Geschichte, er berichtet von dem, was ihm auf seinem Weg objektiv begegnet. Dass die Ebene der Narration vom Diskurstyp der Erzählung auf

³⁰ Zur Theorie und Praxis des mittelalterlichen Raumdankens in mittelhochdeutscher Literatur UTA STÖRMER-CAYSA: Grundstrukturen mittelalterlicher Erzählungen. Raum und Zeit im höfischen Roman. Berlin/New York 2007, bes. S. 22–76. Ein im Unterschied zu den weiteren Überlegungen komplexerer Versuch zur literarischen Räumlichkeit bei HARTMUT BLEUMER: Im Netz des Strickers. Immersion und Narration im «Daniel von dem Blühenden Tal». In: Wie gebannt. Ästhetische Verfahren der affektiven Bindung von Aufmerksamkeit. Hgg. von MARTIN BAISCH u. a. Freiburg i. Br. u. a. 2013 (Rombach Wissenschaften: Reihe Litterae. Band 191), S. 179–210.

³¹ WALTER HAUG: Vom Imram zur Aventure-Fahrt. Zur Frage nach der Vorgeschichte der hochhöfischen Epenstruktur. In: DERS.: Strukturen (wie Anm. 17), S. 379–408; BARBARA HAUPT: Welterkundung in der Schrift. Brandans «Reise» und der «Straßburger Alexander». ZfdPh 114 (1995) S. 321–348.

den des Berichts umstellt, mag narratologisch als trivial erscheinen, gerade deshalb ist aber auf die interpretatorischen Konsequenzen zu achten.³²

Vorbereitet wird diese Akzentverschiebung von der erzählten Geschichte zum brieflichen Bericht damit, dass der «Straßburger Alexander» schon die Eroberungsgeschichte narrativ pointiert. Das schwache Eroberungsnarrativ wird dazu am Ende in eine starke Erzählvariante umgeschrieben: Nicht Alexander tötet Darius, sondern Darius wird verraten, ermordet (SA 3238–3437), und Alexander ahndet und beklagt diesen Tod, bevor er Darius' Königswürde übernimmt und sich nachträglich auch noch über die Ehe mit Roxane, der Tochter von Darius, in dessen Dynastie einheiratet (SA 3530–3607). Mit dieser Ehrung seines Gegners und seiner Eheschließung wird Alexander indes zu einem neuen, einem besseren Darius. Die Geschichte gewinnt so auch für Alexander etwas von ihrem klassisch-semantischen Ertrag zurück.³³

Wie im Gegenzug zu dieser Stärkung seiner Geschichte rollt sich nun gewissermaßen unter Alexanders Füßen eine heilsgeschichtlich determinierte Geographie aus, die nicht etwa ein Ergebnis des Alexandernarrativs ist, sondern die mit Alexanders Geschichte geradezu konkurriert. Die heilsgeschichtliche Kartierung des Handlungsraums zeigt sich immer dann, wenn Alexander biblische Orte passiert, denn der Erzähler unterlässt es dann nicht, auf deren Bedeutung hinzuweisen. Für Tyrus wird auf das Wirken Christi hingewiesen (SA 960–964), als Alexander die Stadt Sardis erobert, kommt deren Erwähnung als Wirkungsort der Apostel in der Apokalypse zur Sprache (SA 1465–1472), Medien wird als der Ort bezeichnet, an dem der Engel mit Tobias erschien (SA 1543–1544), Armenien ist das Land, in dem die Arche Noah landete (SA 1553–1557), für Korinth wird das Bekehrungswerk des Paulus erwähnt (SA 1853–1855) und so weiter. Der Raum gewinnt so, jenseits der Geschichte Alexanders, eine vorgängig wirksame, eigene Bedeutung. Er wird zu einem regelrechten „metahistorical argument“.³⁴ Denn auch diese Raumsemantik ist prinzipiell an ein narratives Muster gebunden. Nur ist es eben nicht die Geschichte Alexanders, die den Orten ihren Sinn gibt, sondern diese gewinnen ihre Bedeutung durch die Erzählungen, die Teil der christlichen Heilsgeschichte sind.

Wo aber die narrative Struktur im Weg Alexanders abhandenkommt, wo Alexanders Handlung für ihn zur bloßen Serie von Entdeckungen wird, verändert sich sein Raum: In Alexanders Welt längt sich der Raum merklich, nachdem seine Eroberungshandlungen abgeschlossen sind (SA 4312–6572). Zwar können sich in diesem erweiterten Raum Bilder und Erscheinungen zeigen, gerade in ihnen taucht nun aber das semantische Defizit der reduzierten narrativen Struktur wieder auf: Ohne die axiolo-

³² Vgl. DENNIS HOWARD GREEN: The «Alexanderlied» and the Emergence of the Romance. GLL 28 (1974/75) S. 246–262, zum Vordringen deskriptiver Elemente S. 251 sowie zur Veränderung des Raums im zweiten Teil S. 254.

³³ Vgl. daher die entsprechend emphatischen Interpretationen der Stelle vor allem in der älteren Forschung, diese zusammenfassend SCHÄFER-MAULBETSCH: Studien (wie Anm. 20), Bd. 2, S. 416.

³⁴ GREEN: «Alexanderlied» (wie Anm. 32), S. 247.

gischen Besetzungen der Geschichte bleibt die Welt unlesbar. So sind die Wesen und Bereiche, die Alexander entdeckt, als *curiosa* zu bestaunen, aber sie sind für den Entdecker nicht zu verstehen: weder mit Blick auf seine eigene Geschichte – weil er diese nicht mehr hat –, noch mit Blick auf die Offenbarung der Heilsgeschichte, – weil er diese noch nicht hat. Und das heißt für den Entdecker zwischen den Geschichten: Er muss rastlos immer mehr entdecken, gerade weil es für ihn nichts zu verstehen gibt, das ein Innehalten lohnt. Damit wäre man an der dilemmatischen Dynamik des Entdeckungsberichts angelangt, die sich im zweiten Teil des Alexanderromans ausprägt.

Dass die Eroberungsgeschichte nach dem Sieg über das indische Heer zu Ende ist, wird im Text ausdrücklich gesagt: Aus dem ersten Land Occidratias, das Alexander nun erreicht, erhält er einen Brief mit der Frage *Alexander, wes mûwestu dih? / Du vindis hie niht ze nemene* (SA 4353f.). Die Occidrates-Episode ist, dies zeigt sich vor dem Hintergrund der weiteren Alexanderüberlieferung, im «Straßburger Alexander» besonders daraufhin zugespitzt, dass es für Alexander hier materiell, aber auch ideell einfach nichts mehr zu gewinnen gibt.³⁵ Und tatsächlich ist Alexander nicht auf Eroberung aus, sondern auf eine radikale Form der Fremdwahrnehmung. Anhand der oft interpretierten Episode der Blumenmädchen sei dies verdeutlicht (SA 4708–4908). Die Blumenmädchenepisode wird noch im besagten Brief Alexanders an seine Mutter Olympia und seinen Lehrer Aristoteles dargestellt. Entsprechend wird auch sie weniger als eine Geschichte erzählt, denn als ein Wahrnehmungsgeschehen berichtet.³⁶

³⁵ Vgl. KARL STACKMANN: Die Gymnosophisten-Episode in deutschen Alexander-Erzählungen des Mittelalters. In: DERS.: Kleine Schriften I: Mittelalterliche Texte als Aufgabe. Hg. von JENS HAUSTEIN. Göttingen 1997, S. 120–140, hier S. 125–127 und 137f. Vgl. auch SCHLECHTWEГ-JAHN: Macht (wie Anm. 17), S. 77, sowie die Darstellung der Episode im ausführlichen Durchgang durch die Romantradition bei FLORIAN KRAGL: Die Weisheit des Fremden. Studien zur mittelalterlichen Alexandertradition. Mit einem allgemeinen Teil zur Fremdheitswahrnehmung. Bern u. a. 2005 (Wiener Arbeiten zur germanischen Altertumskunde und Philologie. Band 39), S. 295–311.

³⁶ Die notwendige Unterscheidung in Erzählung und Bericht wird mit hinlänglicher Genauigkeit gemacht bei HAUPT: Welterkundung (wie Anm. 31). Die Anregung, den Charakter des ‚Augenzeugenberichts‘ auch als erzähltechnisches Mittel ernst zu nehmen (S. 337–343), steht dennoch immer noch im Raum: So hatte Haupt selbst zuvor die gegenteilige Richtung eingeschlagen, mit der These, schon die Ich-Perspektive des Briefs indiziere einen ‚Lernprozess‘, womit dann allerdings der Begriff des nur linear berichteten Geschehens zugunsten des Begriffs der ‚Erzählgeschichte‘ mit seiner narrativen Dynamik aufzulösen wäre. Vgl. BARBARA HAUPT: Alexanders Orientfahrt (Straßburger Alexander). Das Fremde als Spielraum für ein neues Kulturmuster. In: Begegnung mit dem ‚Fremden‘. Grenzen – Traditionen – Vergleiche. Akten des VIII. Internationalen Germanisten-Kongresses Tokyo 1990. Hg. von EIJIRO IWASAKI. Bd. 7: Sektion 12: Klassik – Konstruktion und Rezeption. Sektion 13: Orientalismus, Exotismus, koloniale Diskurse. Hg. von YOSHINORI SHICHIJI. München 1991, S. 285–295, hier S. 292 und Anm. 25. Der Begriff der ‚Erzählgeschichte‘ bei SCHMID: Elemente (wie Anm. 18), S. 268f. Ein weiteres Beispiel dafür, wie die strukturelle Differenz terminologisch unterschlagen werden kann, liefert STOCK: Kombinationssinn (wie Anm. 6), S. 113, mit seiner Qualifikation des Briefs als ‚eingeschobene Erzählung‘.

Seine Begegnung mit den Blumenmädchen schildert Alexander als eine intensive sinnliche Erfahrung, die ihn und seine Männer der Wirklichkeit entrückt, weil sie Zeit und Mühsal vergessen. Die *wundir* (SA 4711), auf die Alexander und seine Männer aus sind, wenden sich an Augen und Ohren: Zu hören ist eine wunderbare Musik an einem idealen Naturort von beglückender Schönheit, die von Mädchen gesungen wird, welche aus Blumen erwachsen und zunächst in ihrer Schönheit wie Blumen aussehen. Doch was wie ein topisch amoener Ort aus der lyrischen Poesie erscheint, von dem man erwartet, dass er mit Liebesmetaphern geradezu angereichert sein könnte, erweist sich als ein Ort, an dem die Semantik der Metapher sich auf eine irritierend radikale Weise verwirklicht. Die direkte Konkretisierung der Metapher, die im ersten Teil des Alexanderromans über die Zinsmetapher noch in der Handlung Alexanders angesiedelt war,³⁷ sie findet sich nun in Alexanders Welt wieder. Und das heißt: Eben dadurch, dass hier die Metapher wörtlich real wird, löst sie sich bei der Betrachtung der Welt anschaulich auf.³⁸ Die Mädchen sind Blumen: Das ist gerade keine Metapher, es ist deren entsemantisierte Umsetzung. Die Mädchen sind tatsächlich schöne Blumen und als Blumen vollkommene Jungfrauen von idealem höfischen Gebaren. Die Blumen verweisen in ihrer Schönheit nicht über sich hinaus, sie haben keine weitere Bedeutung. Zwar verweilen Alexander und seine Gefährten bei diesen Mädchen voller Glück, doch nach einiger Zeit verwelken die Blumen, die Frauen vergehen, weil sie eben nur Blumen sind, und die Männer sind betrübt. Die Kenntnis von poetischen Verfahren und die Möglichkeiten einer literarischen Hermeneutik nutzen dem Helden angesichts dieser Welt offenbar nichts.

Der so inszenierten vorreflexiven *aisthesis*, in der die Möglichkeit der metaphorischen Bedeutung aufgelöst ist und sich die sinnliche Perzeption der Welt unmittelbar in die Stimmungen von Freude und Leid verwandelt, steht dann in der Paradiesepisode ein ausgesprochen reflexiver Wahrnehmungsprozess gegenüber (SA 6164–6517). Doch auch ihm ist die Bedeutung des Gesehenen nicht zugänglich. Der Bericht von der Paradiesfahrt Alexanders schließt sich an den großen Alexanderbrief an und wird vom Erzähler ausdrücklich mit dem Hinweis auf Alexanders *tumpheit* eingeleitet (SA 6221). Diese *tumpheit* besteht nun aber nicht einfach in einem Mangel an Reflexion, sondern in dem Irrtum Alexanders, der genau die nicht-metaphorische Weltauffassung der Blumenmädchenepisode in der Handlung repliziert: Die Mädchen waren

³⁷ Siehe Anm. 20.

³⁸ Zur Demetaphorisierung FRIEDRICH: Überwindung (wie Anm. 17), S. 130. Vgl. zur Episode auch TOMAS TOMASEK: Die Welt der Blumenmädchen im «Straßburger Alexander». Ein literarischer utopischer ‚Diskurs‘ aus dem Mittelalter. In: „Das Schöne soll sein“. Aisthesis in der deutschen Literatur. Festschrift für Wolfgang F. Bender. Hgg. von PETER HESSELMANN u. a. Bielefeld 2001, S. 43–55, dem die Metaphorik gewiss nicht entgeht, da er die Szene über sie im „geistlich-allegorischen Horizont“ (S. 47) des Texts verortet. Dennoch ist stärker auf der praktischen Radikalität der Metapher zu insistieren, weil diese die direkte Applikation des Begriffs der möglichen Welt nicht zulässt, die Tomasek über seinen Utopie-Begriff für die Episode ansetzt (S. 45). Von einer regelrechten „utopische[n] Alternativordnung[...]" spricht SCHLECHTWEG-JAHN: Macht (wie Anm. 17), S. 81f., zit. S. 81.

wirklich Blumen, Alexander will wirklich ins Paradies gelangen. Der Weg ins Paradies ist kein spiritueller, er wird als eine konkrete Handlung betrieben, die sich diesseits der Transzendenz rein weltimmanent vollziehen lassen soll. Damit sind die Wunder Gottes dem Entdecker nur durch Betrachtung zugänglich und so zugleich verborgen, sie erscheinen, kommen aber nicht auf den Begriff des Wunders, denn die hinter den Erscheinungen liegende Bedeutung bleibt unentdeckt.

Um aus dem Entdeckungsgeschehen doch noch eine semantische Entdeckung und damit eine Geschichte zu machen, wird im «Straßburger Alexander» eine Schlussepisode angehängt, die das semantische Problem geradezu experimentell vor Augen führt. Zunächst gelangt Alexander an Drachen und anderen Gefahren vorbei mühevoll zum Euphrat, der dem Paradies entspringt und den Alexander folglich in Richtung des Paradieses befährt. Der Gefahr des reißenden Flusses trotzend, den Alexander in höchster Anstrengung stromaufwärts rudert, gelangt seine Expedition schließlich zur Mauer des Paradieses.³⁹ Doch diese kann Alexander praktisch nicht durchdringen, ihm wird auch nicht aufgetan. Dafür erhält er aber einen Stein mit einer für Alexander geheimnisvollen Bedeutung. Die Bedeutung des schlichten Steins soll Alexander, der alles besitzt, zur *mâze* führen (vgl. SA 6497).

Mit dem Stein als semantischem Schlüssel zu seiner vergeblichen Paradiesfahrt kehrt Alexander nach Griechenland zurück, aber die Bedeutung des Steins kann ihm niemand nennen. Dabei erscheint sie buchstäblich als lapidar. Der Stein ist eine abschließende Metapher, sie antwortet auf die Frage nach dem Wert von Alexanders Entdeckungen. Stattdessen werden Alexander von seinen Ratgebern naturkundliche Bezeichnungen für Steine vorgeschlagen. Aber die wissenschaftlich korrekten Bezeichnungen wie Topas, Beryll, Onyx, Amethyst, Jaspis und so weiter helfen in semantischen Fragen nicht weiter (SA 6587–6623).⁴⁰

Die Entdeckungen Alexanders können auf diese Weise offensichtlich nicht sinnvoll beendet werden. Der Entdecker kann Gegenstände sammeln, er kann sie ausstellen und bezeichnen, aber damit kommt die Geschichte der Entdeckungen nicht

39 Zur Tradition der Erzählelemente und Details besonders HANS SZKLENAR: Studien zum Bild des Orients in vorhöfischen deutschen Epen. Göttingen 1966 (Palaestra. Band 243), S. 82–85. Zum Niederschlag des im Alexanderroman tradierten Typus der Paradiesgrenze in mittelalterlichen Weltkarten im Unterschied zu enzyklopädischen und exegetischen Texten vgl. MONIKA UNZEITIG: Mauer und Pforte. Wege ins Paradies in mittelalterlicher Literatur und Kartographie. Literaturwissenschaftliches Jahrbuch 52 (2011) S. 9–29.

40 Zur Motivgeschichte der Episode vgl. JOSEF QUINT: Die Bedeutung des Paradiessteins im «Alexanderlied». In: Formenwandel. Festschrift zum 65. Geburtstag von Paul Böckmann. Hgg. von WALTER MÜLLER-SEIDEL und WOLFGANG PREISENDANZ. Hamburg 1964, S. 9–26, mit der Akzentuierung als „Leitidee“ in einem regelrechten „Entwicklungsroman“ (S. 25). Offenbar im Banne des Strukturprinzips des klassischen Artusromans mit einem ähnlichen Kohärenzoptimismus auch STOCK: Kombinationssinn (wie Anm. 6), S. 140 und 145f., der eine strukturelle Spiegelungsfunktion auf den Gesamttext sieht, dessen Nachweis der dazu nötigen Äquivalenzrelationen aber misslingt. Vgl. zuvor auch der Rekurs auf dieses Prinzip über die Topographie des ersten Textteils im entsprechend stark thesenartigen Ansatz von STROHSCHNEIDER und VÖGEL: Konzeption (wie Anm. 21).

an ein Ende und bleibt ein sinnloses Entdeckungsgeschehen. Um die Entdeckungsreise sinnvoll zu beenden, das heißt das Geschehen zu einer Geschichte werden zu lassen, braucht man also, will man Alexander nicht doch einfach an einem Fieber auf der Reise sterben lassen oder ihn einem Giftmord anheimgeben, eine zusätzliche narrative Einwirkung. Im «Straßburger Alexander» kommt sie von Seiten der Heilsgeschichte.

Erst ein sehr alter Jude kann die Bedeutung des Steins aufschließen, und zwar mit Hilfe eines wissenschaftlichen Experiments. Nur wird dieses Experiment genutzt, um die bloß physikalische Auffassung der Welt mit einer hermeneutischen zu kontrastieren. Der Jude wiegt den Stein zuerst gegen Gold auf, und der Stein ist weit schwerer als alles Gold, was in die Waagschale gelegt wird. Dann aber wird er mit einer Feder aufgewogen, und der Stein ist leichter als eine Feder. Er wird daraufhin allgemein als Wunder bestaunt, offenbar, weil der Stein gegen die physikalischen Gesetze verstößt. Aber der Jude erklärt den Verstoß nicht, – er deutet ihn. Er verfügt über einen hermeneutischen Schlüssel, denn er legt den Stein über seinen metaphorischen Wert auf Alexanders Paradiesfahrt und die Vermessenheit Alexanders hin aus (SA 6654–6758). Nur wird die Metapher durch die fortgesetzte, gleichnishafte Erklärung ihrer Unmittelbarkeit beraubt: Sie wird zur Allegorie. Immerhin: Alexander gelangt anhand dieser Auslegung des Steins auf sein eigenes Verhalten hin zur Einsicht und zur Umkehr.⁴¹

Diese innere Umkehr Alexanders ist dem Entdeckungsgeschehen ohne größere narrative Plausibilität angehängt, weil sie einem anderen, dem prekären Alexander-narrativ äußerlichen Erzählmuster geschuldet ist. Nachträglich wird so zum Weg des Entdeckers noch ein Deutungsangebot nachgeliefert, nur wirkt dieses Angebot, gerade weil es so offenkundig kompositorisch motiviert ist, auch kompositorisch unpassend. Denn es ist nicht aus dem Entdeckungsgeschehen selbst entwickelt, sondern wird aus der Kenntnis der Heilsgeschichte als allegorische Interpretation importiert.⁴² Gewiss, in der Welt Alexanders, in den Räumen, die er durchquert, zeichnete sich die Heilsgeschichte schon ab, aber seinem eigenen Handeln bleibt dieses narrative Muster mit seinen Werten fremd. Darum wird nicht plausibel, wo die Einsicht des Mazedoniers plötzlich herkommen soll.

⁴¹ Vgl. HAUG: Struktur (wie Anm. 17), S. 239f. und EHLERT: Alexanderdichtung (wie Anm. 2), S. 74–77, die dafür einen Legendenmechanismus geltend gemacht hat. Ergänzend zu den damit verbundenen verschiedenen thematischen Aktzentverlagerungen des Texts, die noch nicht in „einem stringenten Erzählkonzept“ aufgehen, BARBARA HAUPT: Alexander, die Blumenmädchen und Eneas. ZfdPh 112 (1993) S. 1–36, hier S. 14f. und 16 (zit.).

⁴² Zum Erzählmuster erhellend NORTHROP FRYE: Analyse der Literaturkritik. Stuttgart 1964 (Sprache und Literatur. Band 15), zu den narrativen Archetypen S. 160–243; sowie als abschließende Synthese: DERS.: Der Große Code. Die Bibel und Literatur. Aus dem Englischen von PETER SEYFFERT. Hg. von PETER TSCHUGGNALL. Salzburg 2007 (Im Kontext. Band 27), hier bes. zum basalen Erzählmuster der Heilsgeschichte S. 197.

Auf die kompositorische Ebene des Erzählens wird dabei deutlich genug angespielt. Als Alexanders Männer an die Mauer des Paradieses gelangen, verlangen sie nicht etwa nur, ins Paradies eingelassen zu werden. Sie fordern die Engel auf, sie sollten *lâzen ir singen / unde zins bringen / irem hêren Alexandro* (SA 6427–6429).⁴³ Die Zinsmetapher wird so noch einmal aktiviert – doch was die Krieger auf diese Forderung nach dem Zins erhalten, ist nichts anderes als der Stein. Der Stein ist der Zins. Der Stein ist damit eine weitere, Realität gewordene Metapher. Nur kann Alexander diese Metapher weiterhin nicht lesen. Der reichste, mächtigste aller Könige kehrt mit einem Stein als Tribut zurück – und kann die Welt nicht verstehen.

Der kompositorische Lektüreschlüssel, der die Nichtigkeit von sämtlichen rein praktisch angelegten weltlichen Bestrebungen Alexanders markiert, ist so offensichtlich – in seiner Pauschalität aber eben auch ein ziemlich grober kompositorischer Keil angesichts der Fülle von Wundern und Erscheinungen, die es im Nachhinein zu integrieren gilt. Das Ende ist damit als eine nachgeschobene Legitimation des Texts erkennbar, so als ob Alexander nur deshalb deutlicher in die Heilsgeschichte hereingeholt würde, damit auch der Rezipient die *curiosa* seiner Welt bestaunen darf. Das hieße dann aber, dass auch ein solcher Rezipient, der sich mit Alexander ein solches Erstaunen erlaubt, die Heilsgeschichte ästhetisch suspendiert hat.⁴⁴

4 Bild und Identität: Johannes Hartliebs «Alexander»

Dieser letzte Mechanismus zeigt sich besonders im Übergang vom Spätmittelalter zur frühen Neuzeit: an der Übersetzung des lateinischen Alexanderromans durch Johannes Hartlieb.⁴⁵ Dass Hartlieb bei seiner Übersetzung kurz nach 1450 wiederum nicht auf den narrativ plausiblen und im neuzeitlichen Sinne historisch kohärenten, sondern auf den heterogenen mittelalterlichen Erzähltypus zurückgreift, kann nach dem Gesagten nicht mehr erstaunen. Denn die narrative, das heißt letztlich auch: die heilsgeschichtliche Ungebundenheit des Mazedoniers, ist genau das, was der Figur für Hartlieb in der frühen Neuzeit eine eigene ästhetische Modernität verliehen haben dürfte.

⁴³ Vgl. zu dem gegenüber dem «Iter ad paradisum» gesteigerten Eroberungscharakter den Vergleich durch MONIKA UNZEITIG: Alexander auf dem Weg ins Paradies. In: *kunst und saelde*. Festschrift für Trude Ehlert zum 65. Geburtstag. Hgg. von KATHARINA BOLL und KATRIN WENIG. Würzburg 2011, S. 149–159, hier S. 153.

⁴⁴ Dass der Begriff der *curiositas* für den Text überhaupt greift, bestreitet STOCK: Kombinationssinn (wie Anm. 6), S. 127.

⁴⁵ Zur historischen Autorperson Hartliebs vgl. FRANK FÜRBEETH: Johannes Hartlieb. Untersuchungen zu Leben und Werk. Tübingen 1992 (Hermaea. N.F. Band 64), S. 12–41; sowie im Kontext der Alexanderforschung EHLERT: Alexanderdichtung (wie Anm. 2), S. 204–215.

Die Überlieferung markiert für Hartliebs «Alexander» und dessen episodische Auffassung der Alexander-Historie noch einmal ein sekundäres Überschriftengerüst, das die Handlung in kleine Geschehensabschnitte zergliedert. Die Ordnung der Episoden wird dabei noch weiter von ihren narrativen Trägerstrukturen abgelöst, denn sie wird zum Teil variabel. Dass dies Folge eines ästhetischen Modernitätseffekts schon des mittelalterlichen Erzählens ist, lässt sich im Umgang mit den Traumdeutungen der Alexandertradition, das heißt mit den semantischen Möglichkeiten bildlicher Imagination, verdeutlichen, die durch die Alternation von Bericht und Erzählung in der Ich-Rede des Briefmediums und dem übergeordneten narrativen Diskurs des Erzählers noch einmal intensiviert erscheint.⁴⁶

In allen Fassungen des Alexanderromans lassen sich die Traumdeutungen als Beispiele für imaginative Deutungsstrategien auffassen, in denen Interpretationen des erzählten Geschehens modellhaft im Bild erprobt, verifiziert oder falsifiziert werden können. Dass dazu anfangs auf den biblischen Traum Daniels verwiesen werden kann, ist mehr als nur eine heilsgeschichtliche Anbindung des Geschehens. Der Hinweis zitiert zugleich den Traum als imaginäres, deutungsbedürftiges Bildmedium, das für die Lektüre der Texte entscheidend ist. Entsprechend begegnen auch Alexander Traumbilder, aber an ihnen werden alle Vorhersagen, die sich auf die Zukunft beziehen, schlicht verweigert. Und zwar nicht einfach deshalb, weil man sein Schicksal nicht kennen darf, sondern weil die bloße Kenntnis des zukünftigen Geschehens in genau jenen finalen Zirkel führt, der das Erzählen von Alexander auch sonst prägt. Zu wissen, was einem widerfahren wird, bedeutet noch keinerlei Orientierung über die Bedeutung des eigenen Lebens, ebenso wie eine Geschichte, deren Ende man kennt, sinnlos bleibt, wenn nur geschieht, was zu erwarten war.

Bei Hartlieb ist dieser Zusammenhang deshalb interessant, weil Alexander gleich zu Beginn versucht, ihm praktisch zu entgehen. Hartlieb greift hier auf die in den frühen deutschen Versionen ausgesparte Nectanabus-Vorgeschichte zurück, die im Lateinischen aber auf poetisch interessante Weise markiert ist. Am Magierkönig Nectanabus, der Alexander in Gestalt eines künstlichen Trugbildes gezeugt hat, zeigt sich für Alexander die Struktur seiner eigenen Geschichte, und zwar auf höchst rationale Weise (HA 130–412; 507–560).⁴⁷ Nectanabus ist ein Wissenschaftler, ein Astrologe und kräuterkundiger Illusionist, der die Zukunft zuverlässig berechnen und die Bildimagination seiner Umgebung manipulieren kann. Alexander weiß nicht, dass Necta-

⁴⁶ Vgl. die Anregungen von HANS-JÜRGEN BACHORSKI: Briefe, Träume, Zeichen. Erzählperspektivierung in Johann Hartliebs «Alexander». In: *Erzählungen in Erzählungen. Phänomene der Narration in Mittelalter und Früher Neuzeit*. Hgg. von HARALD HAFERLAND und MICHAEL MECKLENBURG. München 1996 (Forschungen zur Geschichte der älteren deutschen Literatur. Band 19), S. 371–391, denen narratologisch genauer nachzugehen wäre. Daran anschließend auch das Resümee bei SCHLECHTWEG-JAHN: *Macht* (wie Anm. 17), S. 357. Weitere Forschungspositionen zur weiteren Briefkommunikation in kritischer Zusammenstellung bei KRAGL: *Weisheit* (wie Anm. 35), S. 433–447.

⁴⁷ Ausgabe: Johann Hartliebs «Alexander». Eingeleitet und hg. von REINHARD PAWIS. München/Zürich 1991 (MTU. Band 97) [im Folgenden HA].

nabus sein Vater ist, und als dieser ihm aus seiner astrologischen Kenntnis erstens vorhersagt, dass er die Welt erobern, aber auch jung sterben werde, und zweitens prophezeit, dass er, Nectanabus, durch die Hand des eigenen Sohnes sterben werde, versucht Alexander sein Schicksal durch einen Syllogismus abzuwenden. Ausdrücklich heißt es: *Da nun Alexander daz erhottt, er gedachtt in seinem synnee: Wiew mag ich daz gewendten, vnd gedachtt: ich wil dich selber totten, so dann dein warsagen dier geuältt hatt, so vältt auch daz, daz du mier gesagt hast* (HA 536–539).

Indem er Nectanabus tötet, glaubt der Jüngling, die Vorhersage des Astrologen zu falsifizieren und seinem eigenen Schicksal zu entgehen. Weil Nectanabus aber tatsächlich sein Vater ist, der nun durch den Sohn getötet wird, verifiziert Alexander nur dessen Vorhersage und bestätigt damit auch noch für sich selbst die Unausweichlichkeit des kommenden Geschehens. Alexander unterstreicht zugleich unfreiwillig, dass er kein Königssohn, sondern, wie wir heute sagen würden, Sohn eines Wissenschaftlers ist.⁴⁸

So geschieht es wie vorhergesagt: Alexander wird zum Weltenherrscher. Aber diese sichere Determination Alexanders bedeutet gerade keine narrative Orientierung des Helden. Sie bedeutet vielmehr seine Auslieferung an die Kontingenzen. Diese Kontingenzen sind nur gerade keine faktische, sondern eine moralische. Denn so oder so wird Alexander als Krieger zum Herrscher aufsteigen, praktisch ist Alexander in seiner Karriere determiniert. Indes ist die Kehrseite dieser praktischen Determination eine besondere Freiheit: Niemand kann für Alexander bestimmen, auf welche Weise er seine Herrschaft erlangt und wo die Grenzen seines Handelns liegen. Es ist diese determinierte Freiheit Alexanders, die Orientierung dringend nötig macht: Darum wird Alexander bei Johannes Hartlieb ausführlich belehrt und liefert auch selbst breite Explikationen seiner Handlungsmaximen. Auf der Basis der praktischen Kontingenzen der erzählten Welt gerät der Text zum Fürstenspiegel, er richtet sich ausdrücklich an die *naturleich[...] vernunft* (HA 55) der Leser, wird zum Reflexionsmedium. Zugleich ermöglicht die Auflösung der Erzählung aber auch das Eindringen naturkundlicher Wissensdiskurse, denn an die Stelle der Erzählung tritt der Bericht, an die Stelle der Narration des Erfahrenen die Deskription des Beobachteten.⁴⁹

Mit der Dominanz des Wissens gibt Hartlieb den «Alexanderroman» als Erzähltext freilich verloren. Die weiteren Einbußen der narrativen Semantik schlagen sich wieder in der Wahrnehmung nieder. Am deutlichsten wird dies wohl am Begriff des Bildes, den schon der «Straßburger Alexander» an zentraler Stelle exponiert, der jedoch bei Hartlieb radikal verändert und damit letztlich ebenfalls aufgelöst wird.

⁴⁸ Zu den Verwissenschaftlichungstendenzen allgemein auch EHLERT: Alexanderdichtung (wie Anm. 2), S. 224–241.

⁴⁹ Vgl. zur Funktion der naturkundlichen Wissensdiskurse jetzt die Skizze bei UDO FRIEDRICH: Wahrnehmung – Experiment – Erinnerung. Erfahrung und Topik in Prosaromanen der Frühen Neuzeit. *Das Mittelalter* 17,2 (2012) S. 75–94, hier S. 80–85.

Für das Bildkonzept des «Straßburger Alexanders» steht die Candacis-Episode: Sie bildet eine Art kompositorisches Achtergewicht des mittelhochdeutschen Texts.⁵⁰ Alexander versucht im Zusammentreffen mit der Königin Candacis seine Identität zu verschleiern. Er gibt sich als ein anderer aus, als der er ist. Das Erkennen des Helden ist in mittelhochdeutschen Erzählungen immer poetologisch signifikant, schon der «Straßburger Alexander» macht hier keine Ausnahme. Aber das Inkognito Alexanders, der nur durch einen anderen Namen getarnt den Palast der Königin betritt, scheitert am Bild. Denn der Palast ist ein von Candacis selbst konzipierter Ort der Bilder. Dabei korrespondiert die räumliche Offenheit der erzählten Welt auffällig mit der räumlichen Geschlossenheit von Candacis' Palast. Der antinarrativen Flüchtigkeit des Raumbegriffs stellt Candacis offenbar gezielt ihren Raum der Bilder entgegen.

Seine Beschreibung macht diesen Bilderraum (SA 5543–5630) auch für den Rezipienten zu einem staunenswerten künstlich-visuellen Ereignis. In Candacis' Bilderräumen wird Alexander von der Königin erkannt und mit Namen angesprochen (SA 5679), was wiederum seine Bestätigung im Bild findet. Candacis lässt ein Bild Alexanders holen und zeigt es ihm: *Alexander, / nû du dîn bilide hâst gesehen, / nû mûstu mir von rehte jehen, / daz ih dih wol irkenne, / wandih dih rehte nenne. / Ih weiz wol, wer du bist* (SA 5708–5713). Dass Candacis Alexanders Identität aufdecken kann, ruft Alexanders Erstaunen hervor und ist zugleich ein zutiefst doppeldeutiger Vorgang. Das Bild trifft Alexanders Identität nämlich in besonderer Weise. Es bildet nicht einfach Alexanders Äußeres ab, es wird mit der Formel kombiniert: ‚Ich weiß, wer du bist‘.

Candacis expliziert genauer, was das heißt: Sie identifiziert Alexander an seinen bisherigen Taten in seiner Eroberungsgeschichte, wie sie der Text zuvor erzählt hat. Weil Alexander diese Geschichte hat, besitzt Candacis sein Bild und kann seinen Namen nennen. Auf den Zusammenhang von Geschichte, Name und Bild kommt es besonders an, denn dieses Bild ist erst auf der Grundlage der narrativen Semantik des Alexandernarrativs mehr als ein schlichtes Abbild, es fokussiert den mächtigen Protagonisten Alexander in seiner narrativ konstituierten Identität, die durch die Eroberungsgeschichte bestimmt ist.⁵¹ Das Bild kann diese narrative Identität einfangen und

50 Zur Interpretation der umfangreichen Episode als imaginärer Raum besonders HANS JÜRGEN SCHEUER: Cerebrale Räume. Internalisierte Topographie in Literatur und Kartographie des 12./13. Jahrhunderts (Hereford-Karte, «Straßburger Alexander»). In: Topographien der Literatur. Deutsche Literatur im transnationalen Kontext. Hg. von HARTMUT BÖHME. Stuttgart u. a. 2005 (Germanistische-Symposien-Berichtsbände. Band 27), S. 12–36, hier S. 21–31. Vgl. in Kombination damit auch die These von FRIEDRICH: Überwindung (wie Anm. 17), S. 133–136 und DERS.: Menschentier (wie Anm. 18), S. 318–320, dass in den Bildinhalten „eine technische Herrschaft über die natürlichen Vorbilder“ (S. 319) angelegt sei. Die folgenden Überlegungen zu den spezifisch narrativen Voraussetzungen des Bildes wären im Sinne Scheuers als notwendige narrative Intensivierungen zu interpretieren. Vgl. zu diesem Ansatz genauer BLEUMER: Immersion (wie Anm. 12).

51 Vgl. zu den rhetorischen Grundlagen dieser Relation von Geschichte, Name und Bild den Ansatz von BJÖRN REICH: Name und *maere*. Eigennamen als narrative Zentren mittelalterlicher Epik. Mit exemplarischen Einzeluntersuchungen zum «Meleranz» des Pleier, «Göttweiger Trojanerkrieg» und «Wolfdietrich D». Heidelberg 2011 (Studien zur historischen Poetik. Band 8).

dialektisch aufheben: Deshalb wird Alexander durch ein Bild entmachtet und befindet sich so konkret räumlich in der Gewalt der Königin.

Im «Alexander» Johannes Hartliebs geht es dagegen ungleich pragmatischer zu. Das Bild verarmt hier zum semantisch schlichten, oberflächlichen Abbild jenseits der Geschichte. Die Identifikation Alexanders wird jetzt sorgsam final motiviert und ist darum nicht einmal mehr verwunderlich. Candacis lässt Alexander anfangs heimlich mit großer technischer Sorgfalt *abmalen* (HA 3810), wobei es dem Maler um größtmögliche Wirklichkeitstreue und nicht etwa um jene Semantik eines Portraits geht, die es als Bild vom bloßen Abbild unterscheidet.⁵² Der Maler soll Alexander *abmalen und kunterfaytteen* (HA 3810), dazu *vermerckt [er] sein effigy, form vnd gestaltt gar aygentleichen vnd wol, also, daz im an aller physonomey, pyldung vnd armony gar nichcz geprach*, was er mit einem *scharff pennßel* aufs Blatt bringt (HA 3813–3815; 3816). Mit diesem Steckbrief ausgerüstet erkennt Candacis Alexander dann ebenfalls wieder, aber die Identifikation hat einen gänzlich anderen Charakter als im «Straßburger Alexander», weil das einfache Abbild Alexanders selbst gar keine Semantik hat, ebenso wie das Erkennen nur final und nicht kompositorisch motiviert ist. Wie zum Erweis des Abbildcharakters erhält das Gemälde von Alexanders Antlitz eine bloße Spiegelfunktion. Candacis hält ihm das *kunterfaytt pylde* (HA 4038) vor Augen und erklärt: *Alexannder, schaw dich selber an* (HA 4038f.).

Natürlich ist diese Formel doppeldeutig. Gerade weil es im Gemälde nichts zu sehen gibt außer dem Abbild Alexanders, hört man an dieser Stelle die Formel des ‚erkenne dich selbst‘ heraus. Aber für Alexander bedeutet das letztlich noch einmal die Markierung eines fortwährenden Dilemmas. Die bloße äußerliche Betrachtung der Welt erschließt ihre Semantik nicht, so wie auch die bloße Betrachtung des eigenen Abbildes noch keine Selbsterkenntnis bedeutet. Bedeutung und Sinn der Welt wie des Einzelnen in ihr sind vielmehr an die Voraussetzung der Geschichte gebunden. Wo diese aber abhanden kommt, wird nicht nur die Betrachtung der Welt rastlos, schweifend und endlos, werden nicht nur die Räume weit und schwer begreifbar; – ohne die semantische Wirkung der Geschichte verwandeln sich auch die Bilder in der Welt zu bloßen Abbildern ohne Sinn. Während also der «Straßburger Alexander» immerhin noch eine Hoffnung auf Sinn gewährt, indem er seinen Helden zumindest an die Grenze zum Paradies gelangen lässt und damit nachträglich in das große Erzählmuster der Heilsgeschichte hinein zitiert, steht Hartliebs «Alexander» schon vollständig auf dem Boden der modernen Entdeckungsdynamik.

Darum kennt Hartliebs «Alexander» auch die Paradiesfahrt nicht, dafür aber den Greifenflug in den Himmel und die Tauchfahrt Alexanders in den Tiefen des Meeres, von denen Alexander im Brief an seine Mutter berichtet. Darum notiert er zuvor seine

⁵² Zu den Möglichkeiten und Grenzen des Portraitbegriffs grundsätzlich DIETER KARTSCHOKE: *Der ain was grâ, der ander was chal*. Über das Erkennen und Wiedererkennen physiognomischer Individualität im Mittelalter. In: Festschrift Walter Haug und Burghart Wachinger. Hgg. von JOHANNES JANOTA u. a. Bd. 1. Tübingen 1992, S. 1–24, hier auch der Hinweis auf den «Straßburger Alexander», S. 16f.

gesammelten Wahrnehmungsfunde im Osten in einem Brief für den naturwissenschaftlichen Verstand seines Lehrers Aristoteles, freilich ohne sie selbst beurteilen zu können (HA 203–250). Wie ein modernes Individuum kann dieser Held damit die Welt in allen Dimensionen durchmessen, in dieser radikalen quantitativen Ausdehnung seines Entdeckungswegs wird aber die verlorene semantische Qualität der Geschichte immer nur unzureichend kompensiert. Und so geht die Suche des Helden immer weiter: Weil der Blick des Entdeckers nicht mehr weiß, dass er eigentlich nach Bedeutungen sucht, kommt es zu einer Inflation des Wissens ohne Sinn. Durch das, was er erblickt, wird der Entdecker darum nie mehr ruhig gestellt.⁵³

Insgesamt heißt das in aller Kürze: Vielleicht darf man Alexander als historischen Prototyp einer prinzipiellen narrativen Paradoxie historischer Phänomene bezeichnen. Gerade durch das Scheitern in und an der narrativen Struktur wird Alexander zu einem historischen Phänomen. An diesem Phänomen zeigen sich zwei Seiten desselben Erzählproblems: Wird ein Protagonist durch die narrative Struktur vollends bewältigt, verliert das Erzählen seinen Sinn, aber dominiert der Protagonist dagegen die Möglichkeiten des Erzählens so vollständig wie Alexander und tritt sogar noch aus der Geschichte heraus, so geht mit der narrativen Struktur auch die Möglichkeit des Weltverstehens verloren.

Im Bild jedoch kehrt sie noch einmal zurück. Auch wenn sich Räume und Zeiten ohne die Geschichte längen und verwirren, in den künstlichen Bildräumen kann die Geschichte noch einmal semantisch wirksam werden. Die Geschichte erzeugt erst das Bild Alexanders. So wie die narrative Struktur der Geschichte die Diegese hervorbringt, so konstituiert diese Struktur auch den Begriff des Bildes, der eben mehr meint als nur die oberflächliche Sichtbarkeit. Im Bild kehrt so die Möglichkeit des narrativen Weltverstehens mit Blick auf die Alexanderfigur noch einmal zurück. Erst wenn das szientistische Abbild herrscht, wenn der Blick und das Schauen zu Teilen einer bloßen Beobachtungstätigkeit geworden sind, beginnt die Blindheit für die Metaphern der Welt. Und dann ist auch die Zeit der Geschichte vorbei.

⁵³ Die Formulierung „Die Welt hat kein Ende, die Neugier ist unbegrenzt“ trifft demnach, wenn man sie umkehrt: SCHLECHTWEG-JAHN: Macht (wie Anm. 17), S. 316.